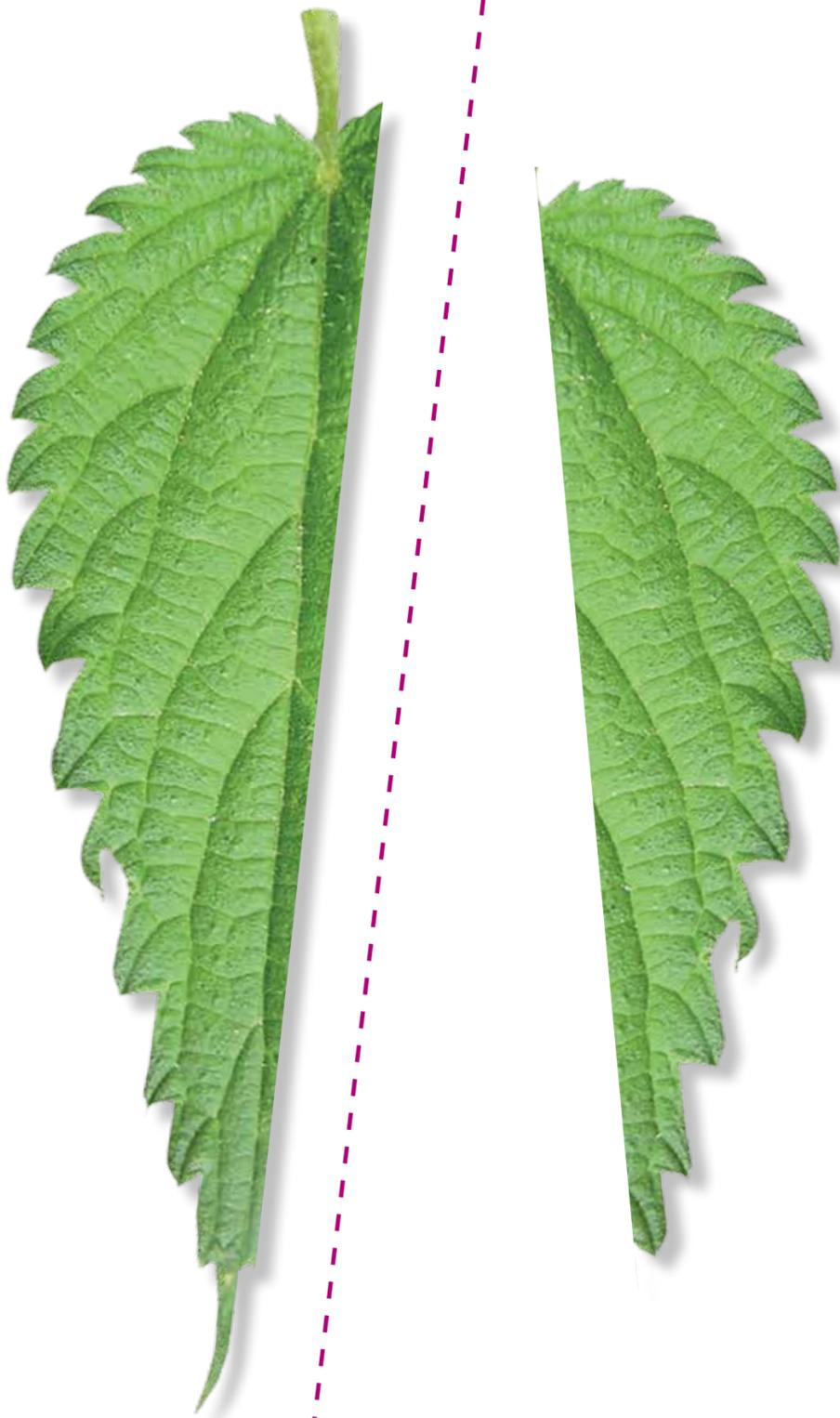


BRENNBLATT

*Urtica Dioica**



* Die große Brennnessel / Common Nettle / La grande ortie

Pionierinnen des Alltags

Ute Möller und Anja Schoeller

2025

St. Leonhard/Nürnberg

Auflage 1000

Inhalt Brennblatt

- 1 Brennkunst-Innenblick
- 13 Brennnessel-Salon
- 21 Brennpunkt
- 33 Leonharder Brennsalz



Vorwort

Was hat die Große Brennnessel („Urtica Dioica“) mit den Frauen im Nürnberger Stadtteil St. Leonhard zu schaffen?

Klar, sie wächst auch hier im Rinnstein, schlägt unbeachtet Wurzeln auf Restgrün, in Hinterhöfen. Aber sonst? Und wen interessiert's? Das Brennkraut als Unkraut taucht kaum mal hoch in die Wahrnehmung. Gut abgetaucht ist es, untergetaucht ins Unbewusste, in unsere kollektive Geschichte. In Frauen-Geschichten.

Blick zurück und hinab

Schon die antiken Griechinnen und Griechen sagten der Großen Brennnessel nach, das sie die sexuelle Lust befeuert. Für Frauen wie Männer. Sie galt stets als Heilpflanze, dies besonders für Frauen. Im Mittelalter glaubte man, dass die Nessel gegen Unterleibsbeschwerden hilft, wenn man sie unter dem Hersagen von allerlei Sinnsprüchen erntet.

Die Brennnessel war laut Volksglauben ein potentes Orakel, vor allem für Frauen. Heftete man einer Nessel einen Zettel mit dem Namen der Hausfrau an und pflanzte sie in eine mit feuchtem Sand gefüllte Strohschüssel, sollte man am 1. Mai vor Sonnenaufgang nachsehen – war die Nessel verwelkt, starb die Hausfrau noch im selben Jahr (aus dem „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ von Hanns Bächtold-Stäubli). Was für grausame Monate lagen vor den Frauen, bei denen die Brennblätter schlaff zu Boden hingen...

Echte Jungfrauen konnten laut Volksglauben Brennnesselblätter anfassen, ohne dass ihnen die Brennhaare etwas anhatten. Auch zu Unfruchtbarkeit und Empfängnis hatte die Brennnessel etwas zu sagen. Schüttete man den Harn einer Frau auf die Brennnessel und sie verdorrte, konnte sie keine Kinder bekommen. Urinierte sie nach dem Beischlaf auf eine Nessel, schützte sie das angeblich davor, schwanger zu werden.

Brennesseln sollten Hexen abhalten und das Vieh vor faulem Frauenzauber schützen. Zugleich waren sich schon die alten Römer sicher, dass Brennnesseln gesund sind. Plinius riet: Esst die jungen Blätter im Frühling und bleibt das ganze Jahr gesund!

Oft waren es in der Geschichte aber nicht Männer, sondern vor allem Frauen, die Wissen über Heilpflanzen weitergaben. Nah an der Natur waren Frauen kraftvoll und machtvoll und widerständig. Das gefiel vielen (Männern) nicht. Welche Ironie, dass sie ausgerechnet mit Brennnesselzauber die als Hexen diffamierten, weisen Frauen zähmen wollten!

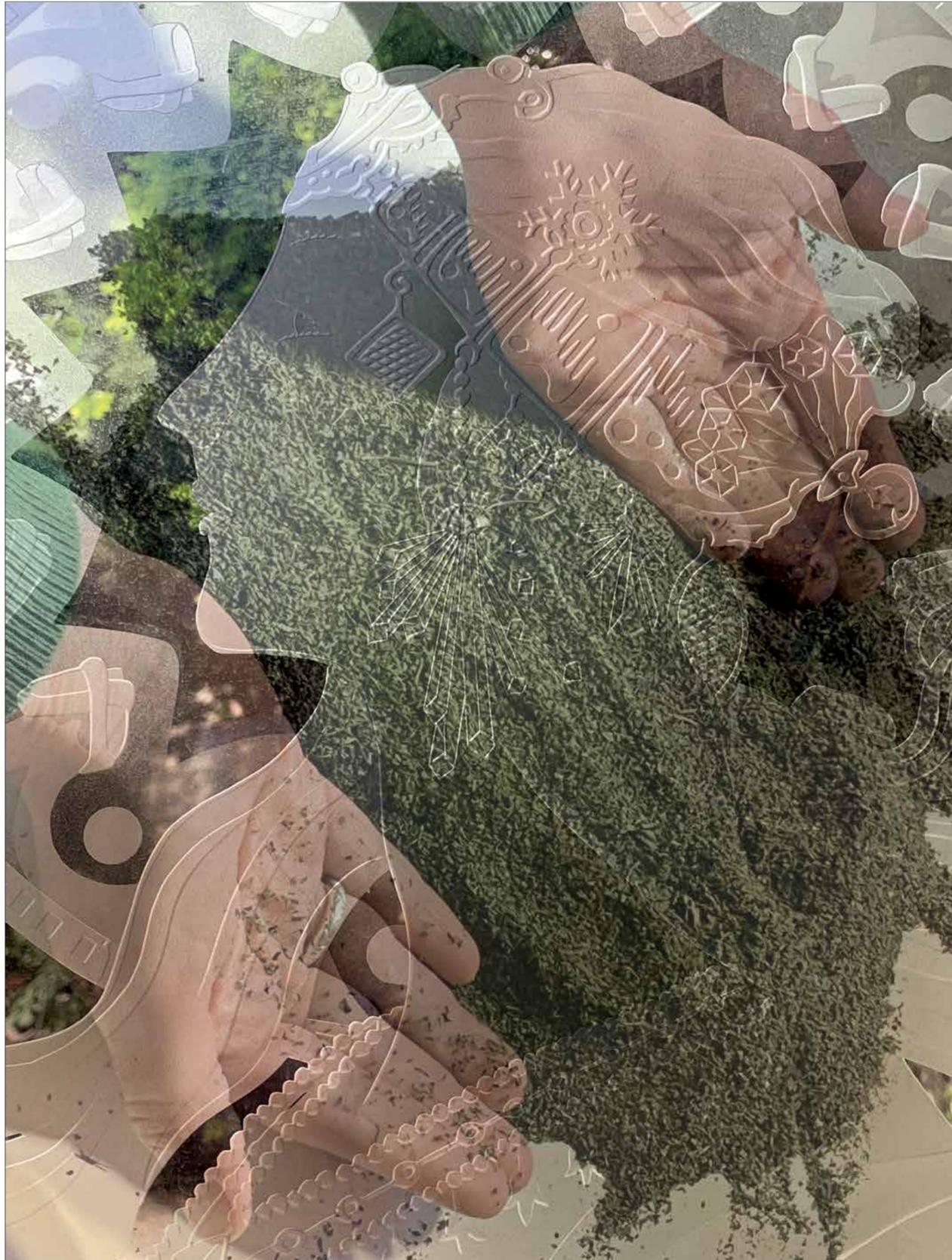
Doch die Brennnessel ist wehrhaft.

Die Brennhaare auf ihren Blättern machen sie ungenießbar für Fressfeinde. Sie nährt mit ihren Blüten Schmetterlinge und schert sich ansonsten nicht darum, zu gefallen. Ihre Fasern sind so stark, dass früher auch die Segel großer Schiffe aus ihnen gewoben wurden.



Foto rechts
Einladung zum Aktions-Workshop im Rahmen des
Pop-up-Stores für Demokratie am 23.11.2024, ehm.
Quartiersbüro in der Schwabacher Straße 63
(jetzt ist da ein Bestattungsinstitut drin). Auf einer
Stadtkarte mit 4 kg Brennnesselsamen schufen wir
eine Ebene für neue Stadt-Perspektiven.





Wir trafen innerhalb des Stadtgebietes immer wieder auf Frauenportraits aus unterschiedlichen Zeitaltern. Diese Silhouette aus geschliffenem Glas fanden wir auf einer Hinterhoftür in der Orffstraße 5 mit Blick in den grünen Garten. Grundsätzlich stellte sich die Frage, mit wie viel Kraft jede für sich und wir zusammen neue Formen „kneten“ können. Im Bild zu sehen sind die Hände von Marion Simon mitten in den Brennnesselsamen.

Die Urtica Dioica stellt Forderungen:

Wer nicht von ihren Blättern gebrannt werden will, muss fest zupacken. Mit innerer Kraft und klarer Haltung kann man ihr schmerzlos begegnen. Im Mittelalter sagten die Menschen, dass man von ihr nicht gebrannt wird, wenn man bei der Berührung den Atem anhält.

Brennesselgeschichte ist Frauengeschichte

Im „Brennblatt“ schauen wir hin. Auf die Brennnesseln in den Mauerritzen. Auf ihre Geschichte, die auch Frauengeschichte ist. Denken wir nur mal kurz an das Märchen von den Sieben Schwänen von Hans Christian Andersen und das arme Mädchen, das schweigend und unter Qualen Nesselhemden für seine in Schwäne verwandelte Brüder nähen muss.

Was Stärke ist und was nicht, wer will das beurteilen? Im „Brennblatt“ geht es nicht ums Einordnen und Zuordnen, sondern ums Hineinblicken in die spannenden Leben von Frauen in den Stadtteilen St. Leonhard und Schweinau.

Ab in die Nessel!

Erinnert ihr euch an die erste Begegnung mit einer Brennnessel? Wie es brannte und ihr Spucke auf die Quaddeln gerieben habt? Immer wieder war beim Himbeeren sammeln oder Spielen eine Nessel im Weg. Echt lästig.

Aber wenn uns die Brennnessel brennt, sind wir im Hier im Jetzt.

Alles Unwichtige verliert an Bedeutung. Wir erkennen unsere Kraft.

Zum Beispiel im „Grünen Zimmer“ in der Schweinauer Straße, dort wo die Nessel wohnt, gleich neben der U-Bahn. Dort begann die Forschungsreise zu den Frauen und ihren „Nesselgeschichten“. Unser Versuch, die Widerstandsfähigkeit und den Mut der Frauengeschichten zu verdeutlichen.

Oberflächlich gesehen fragwürdig? Aus wissenschaftlicher Sicht, ja. Doch dahinter liegt Poesie (griechisch „Erschaffung“). Mit der Kunst und den Mitteln der Sprache wollen wir Lebenserfahrungen, Gefühle, Situationsbeschreibungen der Frauen so lebhaft erscheinen lassen, als würden die Lesenden gerade selber von einem Brennnesselblatt berührt.

Im „Brennblatt“ teilen wir das „Flüchtige“ der Begegnungen mit Ihnen und den übrigen 14.526 Menschen in St. Leonhard. Die künstlerische Herangehensweise und der spielerische Umgang machen es uns möglich, in dieser Publikation ungewöhnliche Schnittstellen, Collagen einer sozialen Skulptur, vorzustellen.

„Ich habe begonnen, einen Beitrag zu leisten“

Feministische Kunst von Judy Chicago, 1999

Wir, Ute Möller und Anja Schoeller, haben uns gemeinsam auf den Weg gemacht, um Sprach- und Sichtrohre herzustellen. Bei verschiedenen Gastgeberinnen-Formaten wie Workshops, Hausbesuchen oder Frauenfrühstücken haben wir uns den Erzählenden genähert. Parallel begleitete die Urtica uns im Jahreszeitenkalender, denn schon im Februar ernteten wir im „Grünen Zimmer“ die zarten Brennnesselblätter und stellten Brennnesselsalz und -tee her. Später pflückten wir Stiele und Blätter und spürten im Stadtteil das sogenannte „Beikraut“ auf.

Überall fanden wir Brennnesseln und Geschichten. Im September ernteten wir die wertvollen Brennnesselnüsschen.

Wir kamen zu dem Schluss: In der Natur passiert alles „wie von Geisterhand“. Augenscheinlich gibt es keinen Plan, kein Management ... Nährstoffe, Wasser und Licht, sonst nichts, und es wächst. Einfach so.

Könnte das Leben in Gesellschaften nicht auch so einfach sein? Was bringt uns auf Abwege?

Die Gespräche mit den Frauen eröffneten uns Einblicke in ihre familiären Strukturen, in Weiblichkeit und Frausein im Stadtteil. Es zeigten sich sensible Nahtstellen wie Unfrieden, Respektlosigkeit, Gewalt innerhalb der Institution Familie, Kinder, Beziehungen, Job, Sprache ... manchmal mehr als eine Last.

Ein Brennpunkthema! Daher gilt „Kunst ausagieren“.

So wollen wir mit diesem Magazin eine Serie starten, die sich zuerst den Frauen widmet. Es geht nicht um eine soziologische Sichtweise oder stadtplanerische Betrachtung. Sondern wir fühlen uns als Gastgeberinnen, Forscherinnen und Sympathisantinnen.

Anfangs machten wir uns für das Magazin strenge Vorgaben - Serialität, sich wiederholende Muster, eindeutige Gegenüberstellung von Texten und Fotografien. Doch es kam anders. Denn wir erlebten Frauen mit sehr unterschiedlichen Geschichten, da funktionierten keine Schablonen. Wir wählten das XXL-Format. Es soll sichtbar und greifbar sein, üppig und füllig.

Ausgangspunkt war die Frage: Wie erschaffen wir etwas, das Menschen verbindet? Wie verwandeln wir die feministische Frage in eine künstlerische? Wie knüpfen wir ein neues Frauennetzwerk – stark wie die Fasern der Brennnessel?

Eine Antwort: Bodenhaftung, lebensnah, Humus-Humanität, nährstoffreich, sinnstiftend, verbindend, Transformation von Schmerz in Liebe.

Wir danken allen wunderbaren und einzigartigen Frauen, die uns zu ihrem Leben die Tür geöffnet haben. Es ist ein Herzensprojekt, mehr als nur Kunst, Literatur mit Druck und Öffentlichkeit.

Es betrifft uns selbst, und wir dürfen hiermit stolz sein, diesen Beitrag leisten zu dürfen.

Ute Möller und Anja Schoeller





Wir könnten jede sein und wir sind überall

»Wir alle suchen und haben keinen Anspruch auf Glück«

Regina Pems gründete die Kunst- und Forschungsgruppe LeoPART mit. 2007 war das, der Zielort St. Leonhard. Der Stadtteil hatte keine gute Presse - Puffs, Autoschieber, Überfälle. Aber es musste doch auch etwas Gutes geben im Nürnberger Westen. Auf jeden Fall Menschen. Mit denen wollten Regina und ihre Künstlerkolleg*innen etwas auf die Beine stellen. Neugierig sein, Freude teilen, Kunst dahin bringen, wo Kultur nicht ihr fettestes Standbein hat, sondern bisher höchstens mal kurz ihr Pfötchen gehoben hatte. Was ist möglich für die Menschen, die dort leben?

Die LeoParts starteten mit einem Symposium im Glasbau gegenüber vom Nürnberger Hauptbahnhof, dann zogen sie rüber, den Plärrer entlang, bewegten sich auf die andere Seite des Frankenschnellwegs. „Wichtig war: Offen lassen, was rauskommt“, sagt Regina Pems.

Das war so einiges. Regina Pems prägte Tupfen auf Wände und Schattenrisse wild wachsender Blätter. Sie malte mit Menschen aus dem Stadtteil, trank mit ihnen Tee (niemals Dosenbier), teilte sich Suppe und Geschichten. „Wenn man die Menschen ernst nimmt und schätzen lernt, kann man nicht einfach wieder gehen“, sagt sie.

Regina Pems will verführen und sich verführen lassen. Von Begegnungen wie der mit einer Stadtteilbewohnerin, die sie bereits als kleines Mädchen kennengelernt hatte. „Ihr Vater lieferte uns spontan Kaffeenachschub, als ich mit Nachbarinnen und Nachbarn eine Wand malerisch begrünzte. Er mochte unsere Aktion und malte dann selber mit, zusammen mit seiner kleinen Tochter.“ Als Regina Pems diese Jahre später wiedertraf, bei der Einweihung des nun auch real begrünzten Platzes, erkannte sie die wunderschöne junge Frau kaum wieder. „Wenn ich daran denke, kriege ich immer noch Gänsehaut.“

In der Innenstadt lägen die Leute „kulturell gesehen in gemachten Betten“, da findet vieles statt.

Aus St. Leonhard müssten sich die Menschen immer irgendwo hinbewegen, tun es aber oft nicht. „Die Chance, verschiedene Dinge wahrzunehmen, ist hier nicht einfach so gegeben.“ Kunst-Pflänzchen zu säen (nicht nur im „Grünen Zimmer“, der versteckten Oase in der Schweinauer Straße) ist für sie deshalb auch eine Frage der Gerechtigkeit. „Und es bleibt viel zu tun.“

Wie sollte sie da einen Schlusspunkt setzen in St. Leonhard? „Alles verändert sich ständig. Immer wenn man etwas verstanden hat, ändern sich das Problem und das Umfeld schon wieder. Das ist auch für die Menschen hier sehr herausfordernd, kaum hat man Fuß gefasst, ist schon wieder die nächste Heraus- und Überforderung da.“

Gilt das für Frauen besonders, anders? War das ihr Thema? „War es nicht“, sagt sie. Aber zu beobachten gab es für sie auch an dieser Schnittstelle zwischen Gender, Chancen und Rollenerwartungen einiges.

„Wenn ich Menschen aus dem Stadtteil eingeladen habe, dann kamen überwiegend Frauen. Man musste sie nicht extra einladen,

... sie waren da und kümmerten sich.“

Frauen, die öffentlichen, sorgenden Wesen. „Entweder gehen sie einkaufen oder sie bringen ihre Kinder in die Betreuung – das sind gemeinschaftliche Arbeiten, die Frauen auch sichtbar machen.“ Sie habe sehr viele starke Frauen gesehen in St. Leonhard, darunter die Stadtteillotsinnen. „Sie haben Menschen zusammengebracht, waren Multiplikatorinnen, haben gestrahlt, mit ihnen wachsen Dinge zusammen.“

Regina Pems sieht erst mal Menschen, „aber Frauen haben es nicht unbedingt leichter.“ Es sei schwierig, sie in der Öffentlichkeit genauso sichtbar und wirkmächtig zu machen wie die Männer. „Die haben einen langen Kulturvorsprung im sich Sichtbarmachen können, wollen und sollen.“ Immer wieder würden

Frauen, die sich zeigen, angegriffen, weil ihnen das angeblich nicht zukomme. „Das gilt und wirkt alles nach wie vor, aber ich habe das nicht zum Thema meiner künstlerischen Arbeit gemacht.“

Ihre Arbeit mit textilen Materialien war wiederum immer wieder Angriffspunkt für unerwünschte Zuschreibungen. Textilwerkstatt in der Nürnberger Kunstakademie in den 90er Jahren: Ein männlicher Professor leitete die Klassen und Kollegen kamen, um ungefragt zu kommentieren, was für eine schöne weibliche Tätigkeit es doch sei, Garn zu wickeln. Für ihr Kunstobjekt „Tutti Frutti“ (auch ein Fernsehserien-Titel mit spärlich bekleideten Protagonistinnen) steckte Regina Pems von Früchten abgeformte, rosa Brüstchen aus Papier in einen Röhrenfernseher aus gefestigter Watte. Und bekam das Label „Frauenkunst“ unfreiwillig mit aufgepappt.

„Es ärgert mich immer noch etwas, dass mir damals nicht gleich die Eckzähne gewachsen sind. Ich habe mich selber ernst genug genommen, so dass mich solche Kommentare nicht völlig irritieren konnten, aber vielleicht wäre eine härtere Reaktion doch angesagt gewesen. Ich habe mich sicher gefühlt, mit dem was ich tat und meinte, mich nicht verteidigen zu müssen. Aber es wäre schon ein Verteidigungsfall dagewesen.“

Regina Pems kommt aus keiner Welt, in der sie von Anfang an gesehen und akzeptiert wurde. „Das verbindet mich mit den Menschen in St. Leonhard, wir alle suchen und haben keinen Anspruch auf Glück.“

Zusammenzuwachsen, über Grenzen von Geschlecht und Ethnien hinweg – das ist ihre Vision. Sich in eine Gemeinschaft zu entwickeln, in der alle ihre Qualitäten ausleben können, jeder seinen Raum füllen kann.

Um nicht an den Klippen der Realität zu zerschellen, sollten wir wieder häufiger versuchen, frei zu imaginieren, findet sie.

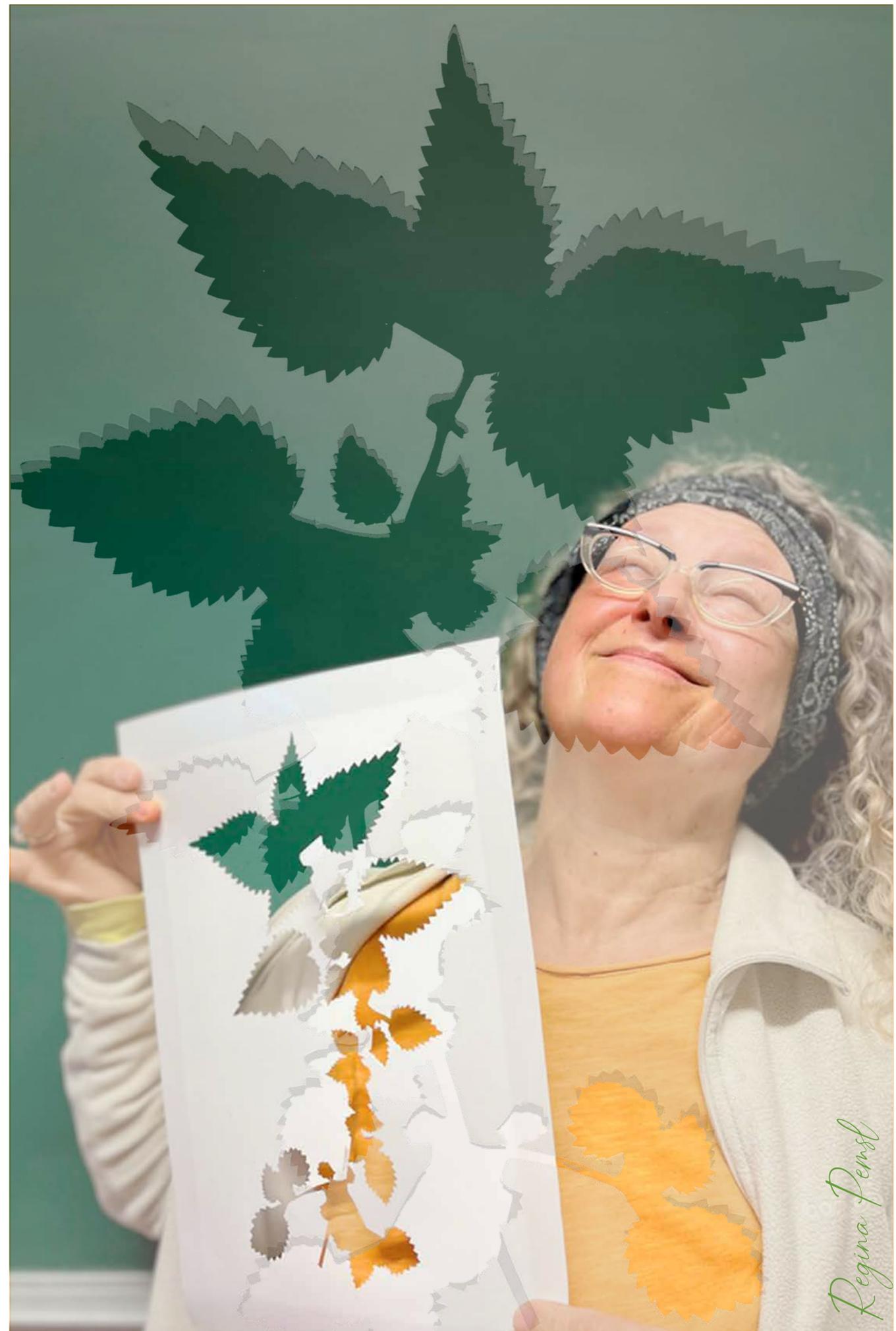
„Imagination kann über Klippen hinweghelfen.“

Bilder zu erzeugen sei wichtig, allein und mit anderen. Voneinander, aus dem direkten, menschlichen Kontakt, lasse sich Veränderung am besten erreichen. „Mädchen brauchen zum Beispiel eine Freundin, die ihr von einer Frau erzählt, die auch mit Kindern ihrem Beruf nachgeht. Dann erkennt sie selber, dass sie mehr Möglichkeiten in ihrem Leben hat, als sie vielleicht bisher dachte.“

Pflanzen schlagen für Regina Pems die Brücke zu Vielfalt und Fülle. Sie liebt die Natur, „je mehr Vielfalt es gibt, umso besser geht es mir.“ Als Kind baute sie sich, versteckt in einem Blätterhaus unter den Büschen, eine eigene Welt. Für sie sind alle Pflanzen Freunde, auch die herbe Brennnessel. Am liebsten isst sie diese als Spinat zu Spaghetti, zubereitet mit Olivenöl, Zwiebeln und Pfeffer.



Foto: Susanne Carl



Regina Pems

»Wir sollten pflegen, was im Viertel blüht.«

Heidi Drahota malt mit Stoffen, ihre Pinsel sind Nadeln. Sie „stichelt“ ihre Bilder und in jedem Stich, in jedem Faden, den sie fest durch die weichen Stoffe zieht, steckt ihre eigene Lebensgeschichte. Rund 14 Jahre arbeitete die Künstlerin in einer ehemaligen Druckerei in einem Hinterhof in der Schweinauer Straße in St. Leonhard.

In den ersten Jahren fühlte sie sich mit dem Viertel verbunden, dann rissen die Fäden.

Heidi Drahota gehört zu den Frauen, die St. Leonhard für einige Zeit mit ihrer Energie prägten. Ebenso wie Wirtin Sofia Alexiu, die mit ihrem Mann Dimitri von 2006 bis 2024 das „Schloss Egg“ in der Schweinauer Straße führte. Und Friseurin Monika Schmidt, die ein paar Häuser weiter ihren Laden betrieb. Mittlerweile sind sie alle aus St. Leonhard weggegangen, keine freiwillig. Sofia und Dimitri gingen, weil der neue Hauseigentümer die Pacht für ihr Restaurant drastisch erhöhte. Monika ging, weil sie sich unwohl fühlte im Viertel und viele ihrer Kundinnen auch. Heidi ging im Streit mit ihrer Vermieterin.

Die ehemalige Mittelschullehrerin mochte schon als Kind das Textile. Zu nähen fiel ihr leicht. „Ich brachte es mir selber bei, obwohl meine Mutti die ganze Garderobe für die Familie selber nähte.“ Das Verhältnis zur Mutter war kompliziert, wie bei vielen Frauen, die den zweiten Weltkrieg erlebt hatten, steckte etwas Hartes in ihr. Heidi Drahota arbeitete Fotos der Mutter in ihre Patchwork-Arbeiten ein, sie zeigte sie als Mädchen, als junge Frau und im Alter, kurz vor ihrem Tod. Und „stichelte“ sich hin zu einer Versöhnung mit den Verletzungen, die es wie in so vielen Tochter-Mutter-Geschichten auch in der ihren gegeben hatte. „Meine Arbeiten haben harte Aussagen und sind zugleich superweich“, sagt Heidi Drahota. Seit sie 15 war und zu der SPD-Jugendorganisation „Die Falken“ ging, sei sie eine politische Person. **Sie versteht sich als Feministin, „ich habe immer wieder erlebt, dass wir Frauen benachteiligt sind, auch in der Schule wurden zuerst männliche Kollegen befördert.“**

Bereits in ihrer ersten textilen Arbeit, ein Großformat mit dem Titel „Gegossenes Blei“ von 2009, geht es um Frauen und ihre Kinder. Bis dahin hatte sie Aquarelle gemalt, Fotos ausgestellt und Taschen genäht. Doch als sie Ende 2008 Bilder des Gazakrieges sah, der auch „Operation gegossenes Blei“ genannt wurde, hatte sie die Arbeit sofort vor sich: Eingefilzte Fäden hängen frei über dem aufgerissenen Land und dem Blut der Opfer. Viele Frauen und Kinder starben in dem Krieg, **„ich habe Fäden gezählt, jeder steht für eine getötete Frau oder ein getötetes Kind.“**

Ihre erste textile Arbeit hängt mittlerweile im Nationalmuseum Belfast, Heidi Drahota stellte in den nächsten Jahren auch in den USA, Kanada und Südafrika aus. Nürnberg und St. Leonhard wurden dabei immer mehr zu einer Insel, auf der sie zufällig arbeitete.

Immer mehr Fäden vor Ort zerrissen.

„Gegossenes Blei“ hatte sie noch zu Hause im Waschkeller gefilzt, „für mich ging dabei eine Welt auf, die sich mir mit dem Pinsel nie eröffnet hätte.“ Sie war damals beruflich an der Schule in einer schwierigen Situation, „ich habe mich noch mal gesund genäht und gesund gestichelt.“ Ein Jahr später beendete sie ihre Arbeit als Lehrerin, sie fand ihr Atelier in St. Leonhard und begann im Stadtteil ihr Leben als Künstlerin.

Anfangs habe sie den Kontakt zu den Frauen und Mädchen in der Nachbarschaft gesucht, „ich war sehr nach außen orientiert, ich fragte die Mütter, wie es der Tochter geht, es hat mich einfach interessiert.“

Doch als sie in der Fußgängerzone von einem Mann körperlich attackiert wurde, weil sie seinen Neffen geschimpft hatte, als er Sache in den Hof schmiss, war für sie „Ende Gelände.“ „Wenn dir keiner hilft und fast alle nur zuschauen, bist du nicht mehr gerne in einem Viertel. Seitdem brachte mich mein Mann ins Atelier.“ Auch die künstlerische Zusammenarbeit mit anderen Aktiven im Stadtteil wurde immer schwieriger, bis der Faden ganz riss. „Wenn dich keiner unterstützt, für wen soll man sich dann engagieren?“

St. Leonhard war nur in wenigen ihrer Arbeiten Thema. Einmal habe sie anklagen lassen, dass es mehr Grün brauche. Ein anderes Mal benutzte sie für Ecoprints aus Pflanzenfarbe nur Blätter aus dem Stadtteil. „Doch diese Arbeiten kamen nicht mehr zur Ausstellung.“ Auch im übertragenen Sinne mache es etwas mit einem Viertel, wenn ignoriert werde, was dort blüht und wächst. Ihre Arbeiten blieben politisch, ein Bild befasst sich mit dem KZ Auschwitz, einem anderen schrieb sie mit der Nähmaschine die Vornamen der Nürnbergerinnen und Nürnberger ein, die nicht aus den Konzentrationslagern zurückkehrten. 2019 nähte Heidi Drahota innerhalb eines Monats jeden Tag eine Arbeit, die sich mit Aktivistinnen vor 100 Jahren befassten. Sie benutzte Zeitungsartikel, Rosa Luxemburg fasste sie in Stoff, Marie Juchacz ebenfalls.

Aus 30 kleinen Arbeiten machte sie ein großes Patchwork. „Es war eine innere Notwendigkeit wie alle meine Arbeiten, ich musste mich einfach mit den Frauen vor 100 Jahren beschäftigen. Ich habe sehr bewundert, welche Schritte sie hin zu Gleichberechtigung und Menschenrechten gegangen sind.“ **Marie Juchacz, nach der in St. Leonhard ein Park benannt ist, hielt 1919 als erste Frau eine Rede in einem deutschen Parlament.** „Ich habe mich gefragt, wie das wohl zugegangen ist, dass sie nicht nur als Hinterbänklerin geduldet wurde, sondern in der ersten Sitzung gleich reden durfte.“

Sie wünsche sich mehr Solidarität zwischen Frauen. Heidi Drahota will aufrufen zu „einem anderen Bewusstsein, damit Frauen stärker rausgehen, lauter werden und schwieriger.“

Sie sollten sich wie die Männer selbstverständlich Dinge herausnehmen.“

Sie selber arbeitet jetzt erst einmal wieder von zu Hause. Das ist in Sünderbühl, gar nicht weit weg von St. Leonhard. Doch gewebte Verbindungen zwischen beiden Orten gibt es für Heidi Drahota nur mit vielen Brüchen.

Und neuen Aufbrüchen. Eine angedachte Kunstaktion mit Brennesseln kamen in St. Leonhard nicht mehr zustande. **Doch sie behält den Plan, aus Brennesseln die Fasern herauszubrechen, um damit Objekte zu stricken.** Eine Erinnerung an die Brennessel trägt sie zurück in ihre Kindheit, als sie, noch kein Schulkind, ihren Lieblingscousin an der Ostsee besuchte.

„Der Gerd hat das Nachbarskind immer wieder in die Brennesseln geworfen, um seine Macht zu zeigen.“ Heidi hat nicht geschubst, dem Jungen aber auch nicht geholfen. Später hätte sie das wahrscheinlich anders gemacht.



Heidi Drahota

Warum wurde in St. Leonhard ein kleiner Park nach Marie Juchacz benannt?

Das wollten wir vom Stadtplanungsamt der Stadt Nürnberg wissen, eine Antwort bekamen wir leider nicht. Deshalb gehen wir davon aus, dass damit die SPD-Politikerin für ihren Kampf für die Frauenrechte geehrt werden sollte. Ihr Mut zur Veränderung ist beispielhaft, schneiden wir uns davon ein paar Scheiben ab.

Marie Juchacz arbeitete, seit sie 14 Jahre alt war. Als Dienstmädchen, Fabrikarbeiterin, Krankenpflegerin, Schneiderin. Sie heiratete ihren viel älteren Chef, trennte sich 1906 von ihm und lebte von da an mit ihren beiden Kindern und ihrer Schwestern zusammen. Die beiden Frauen gingen in die Politik, ermöglichten sich gegenseitig ihren Aktivismus, indem sie sich die Kinderbetreuung teilten.

Marie Juchacz ging als Politikerin zu den Frauen nach Hause und in die Fabriken, um sie zu fragen: Was muss sich ändern?

Am 19. Februar 1919 war sie die erste Parlamentarierin, die in der Weimarer Nationalversammlung an das Redepult trat.

Demokratie heißt Volksherrschaft und für Marie Juchacz damit auch Selbsthilfe:

Sie gründete 1919 die Arbeiter-Wohlfahrt, dort konnten Frauen Nähmaschinen benutzen, um Kleider zu reparieren; es gab Kinderbetreuung und Eheberatung. Sie kämpfte für die Abschaffung des Abtreibungsparagrafen 218 und arbeitete im Widerstand gegen die Nationalsozialisten.

Aus ihrer Rede zur Reichstagswahl am 20. Mai 1928:
 „Wer zweifelt heute daran, dass die Frauen in der Industrie, in Handel und Verkehr, als Staatsbeamte und Angestellte im freien künstlerischen und wissenschaftlichen Beruf eine wichtige Rolle spielen. Eine große Zahl nicht gewerblicher Hausfrauen aber macht erst durch ihre sorgende Arbeit die Arbeitskraft des Ehemannes, der berufstätigen Söhne und Töchter volkswirtschaftlich wertvoll.“

„Wer zweifelt heute noch daran, dass die Frauen als Käuferinnen die Warenherstellung und den Warenverkehr stark beeinflussen. Ist doch zum Beispiel in Amerika festgestellt worden, dass 80 Prozent aller Einkäufe für den Privatbedarf, einschließlich der Gebrauchsgegenstände für Männer, von Frauen ausgeführt wird. Nichts kann mehr die volkswirtschaftliche Funktion der Frauen beweisen.“

Am Vorabend der Reichspräsidentenwahl 1932 mahnt Marie Juchacz:
 „Die Frauen (...) wollen keinen Bürgerkrieg, wollen keinen Völkerring (...). Die Frauen (...) durchschauen die Hohlheit einer Politik, die sich als besonders männlich gibt, obwohl sie nur von Kurzsichtigkeit, Eitelkeit und Renommiersucht diktiert ist. Dieser Politik, der nationalsozialistischen Politik, mit allen Kräften entgegenzutreten, zwingt uns unsere Liebe zu unserem Volke.“

„Die Frauen müssen bei dieser Wahl, die für das Schicksal des deutschen Volkes entscheidend sein kann, auf viele Jahre hinaus, den Kampf annehmen, für Frieden und Freiheit, für Frauenrecht und Frauenwürde, gegen den Todfeind: den Faschismus.“



BRENNNESSEL SALON



Aktions-Workshop, 23.11.2024, ehem. Quartiersbüro

Die Wa(h)re Schönheit im Brennnessel-Salon
 Journalismus trifft Kunst. Schönheit trifft Haltung.

Im Brennnessel-Salon geht es um mehr als Nagellack und Frisuren. Hier wird Schönheit neu gedacht – spielerisch, kritisch, kreativ. Ob Brennnessellack auf den Nägeln, Yoga mit Haltung oder geflochtene Wildkräuter im Haar: Expertinnen aus dem Stadtteil St. Leonhard bringen ihre Erfahrungen und Sichtweisen ein.

Ein Raum zum Mitmachen, Mitdenken und Verschönern – nicht nur äußerlich, sondern auch gesellschaftlich. Was stört uns? Was wollen wir schöner, gerechter, sichtbarer machen – in der Nachbarschaft, in den Medien, in der Demokratie?

Gemeinsam gestalten wir 1000 Postkarten mit euren Ideen und Botschaften. Was draufsteht, entscheidet ihr. Ungewöhnlich. Experimentell. Konstruktiv. Unparteiisch. Kein Einheitsbrei – sondern echte Begegnung mit Haltung.

Sei dabei im Brennnessel-Salon der Wa(h)ren Schönheit!

Marion Simon



»In mir brennt eine echte Kraft«

Wo Brennnesseln wachsen, ist die Erde gut.
Wo Marion Simon ist, da ist die Energie gut.

Die 59-Jährige wuchs in St. Leonhard auf, ihre Eltern hatten im Erdgeschoss eine Bäckerei, darüber spielten Marion und ihre zwei Schwestern in ihren Kinderzimmern. Sie wohnt immer noch gerne in ihrem Elternhaus, ihr Herz hängt am Viertel, seit 40 Jahren ist sie im Bürgerverein St. Leonhard-Schweinau aktiv. *Wir treffen uns in der Werkstatt im Erdgeschoss der Villa Leon auf dem ehemaligen Schlachthofgelände. Zwischen Aufbewahrungskästen mit Malutensilien, am großen Holztisch.*

...sprechen wir über das Wehrhafte der Brennnessel. Darüber, dass es hilft fest zuzupacken, damit die Brennhaare nicht so arg stechen können. Über das Versöhnliche, das auf das Brennen folgen kann. Oder zumindest die Erleichterung, dass der Schmerz nachlässt. Die Brennnessel macht es niemandem leicht.

Als Kind ist Marion Simon oft ihren Brennhaaren nahegekommen. Beim Radfahren strich sie im Sommer mit nackten Beinen an Brennnesselbüschchen vorbei. Sonntags beim Spaziergehen im Wald war es nicht besser oder im Schrebergarten. Ihre Lieblingsoma setzte mit Brennnesseln einen Sud an, um damit die Blumen zu düngen. Es gab dafür ein eigenes Fass im Garten. Dass es auf der Haut brennt, gehört zum Leben.

Marion Simons Vater stand schon mit 14 Jahren in der Bäckerei und hat Zeit seines Lebens schwer gearbeitet. Ihre Mutter genauso. Beide haben sich kennengelernt, als sie noch in der Ausbildung waren. „Es war ein anstrengendes Leben“, erinnert sich Marion Simon. Doch für sie war ihre Familie immer ein Kraftort.

»Ich habe aber auch früh den Entschluss gefasst, dass ich in meinem Leben ändern werde was mir nicht gefällt.«

Zu ihrer inneren Standhaftigkeit, die an die stabilen und zugleich geschmeidigen Fasern der Brennnessel erinnert, gehört es auch, dass sie Konflikte durchstehen kann. Nachdem sie eine Ausbildung im Nürnberger Finanzamt begonnen hatte, kam sie zur Gewerkschaft. Sie beschäftigte sich mit sozialer Verantwortung und diskutierte mit ihrer Familie auch über politische Verantwortung zur Zeit des Nazi-Regimes »Für mich kommt es auch bei unterschiedlichen Positionen nie in Frage, unversöhnlich zu sein,« sagt Marion Simon.

»Es ist keine Lösung, sich feindlich gegenüber zustehen. Wir sind ja alle da und deshalb ist es gut, im Gespräch zu bleiben.«

Ihre tiefe Verwurzelung hat Marion Simon immer gespürt. Mitte der 80er Jahre trat sie dem Bürgerverein St. Leonhard-Schweinau bei, »damals besuchten uns die Nürnberger Altstadtfreunde. Sie waren ganz begeistert von den schönen alten Gebäuden im Stadtteil. Sie schlugen uns vor, dass wir historische Häuser kaufen und entwickeln.« Der Bürgerverein habe aber erst mal versucht, Hauseigentümer dazu zu motivieren, in Sanierungen zu investieren. Ohne Erfolg. Als ein schönes Fachwerkhaus in Schweinau zum Kauf angeboten wurde, beschloss Marion Simon zusammen mit sieben Gleichgesinnten – darunter drei Frauen – zuzugreifen. Alle hatten sie linke Ideen, jede Arbeitsleistung zählte gleich viel, »egal ob man die Baustelle kehrte, das Mittagessen kochte oder die zwei Planer in unserer Gruppe ihr architektonisches Wissen einbrachten. Es war ein krasses Projekt, das einzige Eigenkapital, das wir der Sparkasse anbieten konnten, war unsere Arbeitskraft.«

Später habe es untereinander immer wieder Streit darüber gegeben, wie etwas am besten gemacht wird.

»Aber wir haben es geschafft, das Haus fertig zu bekommen, und das ist das Entscheidende.

Es ist doch normal, dass man für Überzeugungen kämpfen muss.« Eigentlich wollten sie in die Hintere Marktstraße einziehen, es gab Pläne für eine Kneipe. All das zerschlug sich aber.

Die Brennnessel ist wehrhaft, sie hält sich Fressfeinde vom Leib.

Und Marion Simon zieht mit viel Energie durch, was sie sich vorgenommen hat. So kündigte sie den ungeliebten Job beim Finanzamt und gab die sichere Beamtinnenlaufbahn auf – ihre Lieblingsoma brach darüber in Tränen aus. Sie machte das Abitur, studierte Sozialökonomik und arbeitet jetzt schon seit vielen Jahren bei einem großen Mittelständler in der Personalabteilung.

»Ende der 80er Jahre spürte ich um mich herum eine tolle Aufbruchstimmung, viele wollten so wie ich raus aus ihrem Beruf und noch mal etwas ganz anderes machen. Das gab mir einen enormen Schub.« Ihre Eltern hatten ihr aus finanziellen Gründen nur den Realschulabschluss ermöglichen können.

»Aber der Weg war für mich richtig und wichtig. Weil ich mir alles erkämpfen musste, spürte ich meine Kraft und die hat mich tatsächlich immer vorangebracht. Und ich wusste sehr zu schätzen, was ich ganz allein erreicht hatte.« Das Leben hat sie immer wieder **»gebrannt«**, leicht war es immer wieder nicht. »Aber in mir brennt ein Feuer, das eine echte Kraft ist, und es brennt bis heute«, sagt sie. Als Jugendliche sei sie sehr schüchtern gewesen, »aber neue Erfahrungen haben mir immer mehr Sicherheit gegeben.« Dazu gehörten auch Berufspraktika in Indonesien, London und München.

Sie bedauert, dass Frauen beruflich immer noch benachteiligt werden. »Weil sie oft in Teilzeit arbeiten, bekommen sie seltener Führungsaufgaben. Obwohl ich da gar keinen Widerspruch sehe, es ist nur eine Frage der Organisation. Aber auch Ältere werden in der Berufswelt benachteiligt, was mich genauso ärgert.« Marion Simon ist keine Schweigerin, **»das macht auch keinen Sinn, denn zu reden hält die Menschen zusammen.**« Sich einzumischen bringt einen aber nicht immer ans Ziel: Sie war eine von drei privaten Klägern gegen den Bau der neuen Müllverbrennungsanlage in St. Leonhard. »Die Zeit war hart. Müllwerker gingen auf mich los, weil sie um ihre Arbeitsplätze fürchteten, ich bekam anonyme Anrufe.« Verhindern konnte auch sie den Bau nicht. St. Leonhard – das Brennpunktviertel? Im Stadtteil fehlen für Marion Simon Kapazitäten an den Schulen, in den Horten und auch bei Ärzten. Und dann die Aufenthaltsqualität – der Leonhardsplatz müsse häufiger gereinigt werden. »Und es wäre schön, wenn er von unterschiedlichen Menschen genutzt würde.

Wir alle sollten öffentliche Räume nutzen, dann geht es dort lebendig zu.«

Als ich im Winter Marion in ihrer gemütlichen Wohnung in Schweinau besuchte, dachte ich auch an ihren Großvater, den Becker. Ich brachte Brennnesselsamen mit und fragte sie, ob sie etwas „formen“ könnte. Die Nüsschen, also die Früchte, der Samen der Brennnessel, versprechen das volle Potenzial für Neues. Danke an die fleißigen Hände der vielen Generationen.



COOL DOWN

Ultra-Diva Pionierinnen des Alltags „Monika“ Ute Möller und Anja Schaeffer - 2025

»Eine muss anfangen, sonst passiert nichts.«

Es muss doch möglich sein zu sagen: Ich habe vor über drei Jahren in St. Leonhard in der Schweinauer Straße meinen Friseurladen aufgemacht, damals lief das Geschäft super, aber jetzt gefällt es mir im Viertel überhaupt nicht mehr. **Monika Schmidt** spricht laut, mit Wut und Ungeduld. Sie möchte, dass darüber geschrieben wird, dass diese Straße schlimm ist. „Man muss es aufschreiben, denn wenn alle den Mund halten, braucht man nirgendwo mehr einen Laden aufzumachen.“ Dann werde auch nichts getan, von der Stadt zum Beispiel.

Also los: Wie ist es, in der Schweinauer Straße einen Friseursalon zu haben?

Am 1.1. 2022 bekam Monika Schmidt die Schlüssel. Sie kannte St. Leonhard, weil sie hier gleich nach ihrer Ausbildung im Salon Eckstein gearbeitet hatte. Das sei eine gute Zeit gewesen. Daran erinnerte sie sich, als sie nach einer längeren Familienpause, in der sie ihre drei Kinder bekommen hatte, einen Laden suchte. Als sie in der Schweinauer Straße fündig wurde, schien es tatsächlich zunächst ein Glücksgriff zu sein.

Denn ein Jahr lang lief ihr Laden hier richtig gut. Doch dann gingen viele Kundinnen aus dem Viertel weg, sie zogen ins Altersheim oder in andere Stadtteile. Außerdem habe sich die Fußgängerzone verändert. Man werde doch sagen dürfen, dass immer mehr Männer vor ihrem Laden rumstanden, ihre Kundinnen blöd anquatschten, Monika dumm anmachten, auf den Einfassungen der Blumenbeete saßen, im Sommer schon morgens, Wodka und Bier tranken und pöbelten. Und dass es viele migrantische Männer sind.

Sie habe nichts gegen Ausländer, sie sei selber mit ihren Eltern aus Kasachstan nach Deutschland gekommen. „Ich finde es in St. Leonhard nicht schlimm, weil hier Ausländer wohnen, sondern weil sie sich so benehmen und meine Kundenschaft belästigen.“

Die meisten Kundinnen kommen lieber mit dem Auto, weil sie sich schon in der U-Bahn unwohl fühlen. „Einer Kundin hat jemand sogar das Auto zerkratzt“, sagt Monika. Einige Stammkundinnen sagten zu ihr: „Du Moni, sei mir nicht böse, aber ich fahre lieber nach Zirndorf, da habe ich keine Angst.“ In Zirndorf betreibt Monika Schmidts ältere Tochter einen Friseursalon.

Auch Monika fühlt sich unsicher, obwohl sie eine selbstbewusste Frau ist, die deutlich sagt, was sie denkt. Wenn sie Shampoo und Spülungen aus dem Keller nach oben holen muss, bittet sie ihren Mann zu kommen, weil sie sich vor einigen Bewohnern im Haus fürchtet. Das seien immer wieder andere, oft seien sie laut, manchmal schmissen sie Müll vom Balkon in den Hof. „Ich möchte denen nicht alleine begegnen.“

Sollen wir all das wirklich aufschreiben? „Ja, denn die Menschen hier im Viertel interessiert mein Laden eh nicht, die leben in ihrer eigenen Welt“, sagt Monika. Dann überlegt sie kurz: „Vielleicht sollte man es doch nicht so offen sagen, wegen meiner Kunden?“

Aber wir reden weiter. Ihr Mann habe gesagt: „Wir holen uns einen größeren Hund als Schutz.“ Jetzt rollt sich Golden Retriever-Hündin Kira unter einem Werbeplakat von Goldwell zusammen, „sie ist lieb, aber schreckt doch ab“, glaubt Monika.

Kunden aus dem Viertel hat sie fast keine. „Die wollen günstigere Preise, weil sie Nachbarn sind. Aber das kann ich nicht machen und dann sagen sie: Die ist keine von uns, weil sie uns die Haare nicht billiger schneidet.“

In Zirndorf kümmere sich ein Gewerbeverein um die Geschäftsleute, in St. Leonhard wüsste Monika gar nicht, wo sie Werbung machen sollte. Fast kein Haushalt will noch Prospekte im Briefkasten haben, einen Gewerbeverein gibt es nicht. „Hier wird nichts gemacht für uns Geschäftsleute, St. Leonhard ist doch allen egal, der Metzger hat zu gemacht, die Apotheke. Den Bäcker an der U-Bahnstation St. Leonhard gibt es nur noch, weil er billig ist.“ Mietshäuser im Viertel seien Spekulationsobjekten geworden, um die sich die Eigentümer kaum kümmern. Es wird oft laut zwischen den Nachbarn. Als sich eine Frau über den Lärm in der Schweinauer Straße beschwerte, habe ihr ein Mann zugerufen: „Wenn es dir nicht gefällt, dann zieh doch aus, ich nehme deine Wohnung.“

Monika kam 1988 als Siebenjährige mit ihren Eltern nach Deutschland, „es gab nur deutsche Filme, wir waren mit deutschen Kindern befreundet und haben in

einem halben Jahr Deutsch gelernt, die Eltern konnten sich auch bald verständigen.“ Sprache sei wichtig, vor allem für die Frauen. „Du musst dich doch verteidigen können und verstehen, was um dich herum passiert.“

Es seien die Frauen in den Familien, die die Kultur stark machen. „Sie geben Traditionen weiter“, ist Monika überzeugt. Sie ging als Kind mit ihrer Oma in den Wald zum Pilze suchen, **lernte von ihr, Tee aus Brennnesselblättern zuzubereiten, Brennnesselwurzeln abzukochen und in Haarwasser zu verwenden. Das sei gut für die Kopfhaut. zu verwenden sei im übrigen gut für die Kopfhaut.**

Monikas Tochter Emely musste als Achtjährige von ihrer Oma lernen, wie Teigtaschen gemacht werden. Jetzt ist sie 21, Friseurin wie Monika und geht regelmäßig zur Oma. Um zu essen, zu quatschen, im Frankencenter zu bummeln.

Ihren Sohn habe sie erzogen wie ihre Mädchen, sagt Monika, „er musste im Haushalt mithelfen, wenn er mich respektiert und seine Schwestern, dann respektiert er auch andere Frauen.“

Frauen aus anderen Kulturen sind ihr oft nicht wehrhaft genug. Auch das müsse mal aufgeschrieben werden: „Du musst dich doch hinstellen und auch mal nicht machen, was dein Mann will. Eine muss doch mal anfangen, sonst passiert nichts.“

Kurz vor Veröffentlichung des „Brennblatts“ hat sich Monika dafür entschieden, ihren Laden in der Schweinauer Straße zu schließen.



Monika Schmidt und Tochter Emely, diese hält ein Foto mit ihrer Schwester und Hündin Kira hoch, die durch die Schweinauer Straße laufen.



Wie stellt man Brennnessel-Haarwasser her?

Hier ist ein kinderleichtes Rezept für unglaublich weiches und glänzendes Haar: Nehmen Sie 3 Esslöffel getrocknete Brennnesselblätter (bei frischen Blättern die doppelte Menge) und lassen Sie sie 15–20 Minuten in 2 Tassen kochendem Wasser ziehen. Lassen Sie die Blätter abkühlen, während Sie sie abseihen hier ist ein Kaffeefilter praktisch.

Monika Schmid

»Künstliche Intelligenz wenn keine mehr da ist.«

»Die ganz Armen, die unten sitzen, die sollte man aufheben«, sagt Ingrid F. Die Menschen ohne eigenes Zuhause, an denen wir vorbeigehen, »die kaputtgehen und sterben müssen auf der Straße«.

Ingrid F. hat selber nicht viel, aber ihr Herz ist groß. Das ist nie und bei niemandem selbstverständlich - für sie ist es vielleicht die Aufgabe ihres Lebens. Herzuschenken, obwohl ihr selber so oft etwas weggenommen wurde. Bis an die eigene Würde ging das ran.

Sie hat oft mitten reingegriffen in brennende Nesseln.

Und es hat gedauert, bis auch die Kraft des wehrhaften Krauts sie erreichte. Im Evangelischen Stadtteilhaus leo kennen viele die Ingrid. Sie kümmert sich um die Kleiderkammer, sorgfältig sortiert sie von den gespendeten Kleidungsstücken aus, was sich noch einmal verwenden lässt. Viele, die bei ihr reinschauen, kennt sie persönlich. Sie merkt, dass die Leute immer weniger Geld haben, sogar ein paar wenige Euro für eine gebrauchte Hose oder einen Pulli seien oft nicht da. „Aber die Schuhe hier zum Beispiel, die sind doch wirklich schön“, sagt sie und deutet auf Ballerinas mit breiter Schnalle. »Die haben noch einen Wert, das müssen die Leute doch sehen.«

Wenn es im leo dienstags warmes Essen gibt, sitzt Ingrid gerne mit am Tisch.

»Ach, du siehst heute aber hübsch aus«, sagte sie

zu einer Frau und tätschelt ihren Arm. Sie versorgt gerne andere. Sich um sich selber zu kümmern, fällt ihr schwer. Ihre Kindheit hinterm Nürnberger Plärrer war hart. Sie wuchs beim Bruder ihrer Mutter auf, »der hat nur geschlagen«, ihr die Haare abgeschnitten, schlimm sei das gewesen. Oma und Opa lebten mit in der Wohnung, „sie waren mein Heiligtum“, sagt Ingrid.

Sie versuchten, ihre Enkelin vor dem eigenen Sohn zu beschützen. Oft gelang es ihnen nicht. Als Kind war Ingrid froh, wenn sie ihre Halbschwester Lydia besuchen durften. Die lebte mit der Mutter auf einem Bauernhof in Röthenbach an der Pegnitz, großgezogen wurde sie aber von der Tante. »Der Bauer war der Stiefbruder meiner Mutter. Seine Frau konnte keine Kinder bekommen und meine Mutter trat Lydia an sie ab, dafür durfte sie bei ihnen wohnen.«

Auf dem Land fand fand es Ingrid trotzdem schön. Ihre Halbschwester hatte einen wilden Araber-Haflinger-Mischling. »Ich mochte den Hansi-Bua so. Er wieherte im Stall, wenn er mich hörte.« Doch die Bauersleute kamen mit dem wilden Pferd nicht zurecht und gaben ihn weg auf einen anderen Hof. »Da stand er angekettet im Kuhstall. Ich bin durch den Wald zu ihm gelaufen, um ihn noch einmal zu sehen.«

Als Kind mochte sie es auch, mit dem Opa Holz zu hacken und es fein säuberlich aufzustapeln. Wenn sie mit der Oma zum Einkaufen in die Nürnberger Innenstadt fuhr, hat sie geschrien, wenn sie sie aus den Augen verlor. Gut allein sein kann Ingrid bis heute nicht.

»Ich brauche es, dass jemand in der Nähe ist, sich jemand um mich bewegt, Dinge anfasst und ansieht, die Aura eines anderen Menschen.«

Mit 15 kam sie in das katholische Erziehungsheim in der Äußeren Bayreuther Straße in Nürnberg. Bei den Nonnen war sie nie allein, es sei denn, sie wurde zur Strafe ins Zimmer gesperrt.

Wenn sich die Mädchen „gut geführt“ hatten, durften sie in Ingrid Erinnerung im Innenhof des Heims spielen, im Garten habe es einen Swimmingpool gegeben. Ansonsten: Viel Härte und Regeln.

»Jeden Tag mussten wir bei den Schwestern Federmäppchen nähen.«



Ingrid F.

Im Rückblick sei das Heim trotz allem vielleicht ihre schönste Zeit gewesen »Da hat es mir besser gefallen als heute, wo ich frei bin.« Sie wurde bekocht, Weihnachten wurde gesungen, es gab Plätzchenduft und Glöckchenläuten. Eine Tante brachte ihr heimlich Zigaretten mit. Ingrid versteckte sie mit den Streichhölzern unter einer Waschpulver-Schachtel. Anschließend an der Berufsschule in Augsburg durfte sie ausgehen, »anfangs ging ich gerne tanzen, aber dann blieb ich lieber drinnen.«

Sie lernte Altenpflegehelferin. »Ich gehe gerne in Krankenhäuser, viele mögen das ja nicht, aber mir macht das nichts.« Sie habe ihren Opa gepflegt und später den Horst, ihren väterlichen Freund. »Als mir das zu viel wurde, schauten wir ein Zimmer in einem Pflegeheim an, aber als er da in Tränen ausbrach, habe ich ihn weiter versorgt. Ich habe ihn ja so gern gemocht, den Horst.«

Die Ausbildung brach sie aber ab und lief weg, zurück nach Nürnberg. Im Einwohnermeldeamt sagte man ihr, dass sie nie in Nürnberg gemeldet gewesen sei: »Frau F., Sie gibt es hier nicht.«

Anfangs wohnte sie bei einer Tante, bei der habe sie nicht einmal baden dürfen. Dann arbeitete sie gegen Kost und Logis in einem kleinen Hotel. Wieder ging sie weg. Obwohl es ihr da eigentlich gut gefallen habe, erzählt sie und wundert sich im Rückblick über sich selbst. Sie geriet an Männer, mit denen es nicht gut war. Hin und weg und zurück – es gebe Zeiten, in denen sie nicht für sich sorgen könne. Dann sitze sie lieber bei einem Freund in der Wohnung und ihre eigene werde immer unordentlicher. Sie brauche Gesellschaft, wenn sie kraftlos ist. Das gehe schließlich vielen Menschen so.

Die Brennnessel, die wehrhaft ihre Brennhaare spreizt, um sich zu verteidigen, mag Ingrid gerne. Beim Fototermin nimmt sie einen Stängel sanft in die Hand und lächelt, »bist du schön«. Ihre Mutter habe als Mädchen freche Jungen, die ihr »Fiedlerschnoz« nachriefen, gepackt und in die Brennnesseln geschmissen. Sie macht mit einer kräftigen Handbewegung vor, wie das vielleicht ausgesehen hat.

Die Brennnessel ist auch ein Symbol für die eigene, innere Kraftquelle. Einmal nachts, da sei im Traum ein kleiner Stier zu ihr gekommen, mit seinen winzigen Hörner sei er auf sie zugelaufen und habe gesagt »Gehen wir«. Danach habe sie es fünf Tage allein in ihrer Wohnung ausgehalten. »Aus meinem Leben könnte man einen Film machen«, sagt Ingrid und nickt bekräftigend, »ja, schon“. Sie besitzt so wenig und sorgt sich doch so sehr um die, die noch weniger haben. Für sich wünsche sie sich eine Aufgabe, sagt sie am Ende des Gesprächs. Und einen Menschen, der gut ist und bleibt.



Woher kommt die Bezeichnung: „Unkraut“? Das Wort vermittelt eigentlich einen falschen Eindruck. Das „un“ weist darauf hin, dass Unkraut das Gegenteil von „Kraut“ ist. Ein Kraut ist eine Pflanze ohne holzige Teile und kein Gras. Der neutralere Begriff für Unkraut ist daher Beikraut. In der Forstwirtschaft verwendet man auch die Bezeichnung „Begleitwuchs“, da die typischen Unkräuter sowohl positive als auch negative Begleiteffekte mit sich bringen können.



BRENNPUNKT

*Sengnessel Zengenessel
 Singnessel Zingesel Sengel Sangelnessel Sengenierdel
 Zlengehessel Singekletze
 Bitzel Brennhölzle Brutschel
 Feuernessel Höhnernettel Schrienessel
 Hadernessel Haarnettel Breinischel
 Hiddelnettel Hirrenetzel Hisselnettel
 Eternessel Pickmadam Brennblume
 Nillek Schiennel Broanirl Bronnelle
 Fiernettel Brengnettel Schweinsrose
 Nessern Dobensegefze Brannelles
 Schriepflanze Brehndösetel
 Dunnernettel Sigeska Brinnerln
 Füernelle Hettel Brennnägel
 Dannettel Närtel Pennel Nattr
 Neerteln Brennetke Neutka
 Nassu Heitenittel Nirrel
 Neillen Bremsel Niodel Assel
 Heuznittel Bane-ditt Stechmamsell
 Branknietel Brutzeln Hüttenessel
 Hannatter Brennboom Heuznittel
 Brennte Bröneasel Bonnesiel
 Ginskrut Bitzdöhn Sängäsöhl
 Biesten Jucknessel Hiddernellen
 Hitzele Bretzele Geisele
 Pinnes Adernessel Haderesten
 Gänslagroas Bissel Brennkraut
 Senktnestel Bickes Destel
 Eassel Zaigaißel Brennhexel
 Stecherte Brömößl Zängelneßl
 Schnotz'n Senglies Zindhölza
 Pfengessel Hundsnessel
 z Dachterl Donnernessel
 Brühnetzel Hessel
 Hanfnessel Kitzelnlume
 Kratzer Puterkraut*

1000 Namen - Eine kleine Auswahl

Weil Alltagssprache jahrtausendlang nur Dialekt-Varianten und stark unterschiedliche Entwicklungsstufen eines mehr oder weniger gemeinsamen Wortschatzes kannte, fand sich auch eine schier unglaubliche Vielzahl an Namen für das brennende Kraut. Die meisten dieser unterschiedlichen Namen sind inzwischen ausgestorben. Lieteratur: Walther Mitzka u. Ludwig Erich Schmitt: Deutscher Wortatlas



»Ich mag diese Kinder«

»Ich bin Eis«, sagt das kleine Mädchen zu Dana.

»Du bist doch kein Eis, du bist viel hübscher als Eis«,

antwortet Dana 54-jährige. „Doch, ich bin Eis“, wiederholt das Mädchen, das mit seiner rumänischen Familie erst vor kurzem nach St.Leonhard gezogen ist, ihr Deutsch holpert noch. „Nein, du möchtest ein Eis“, lacht die 54-jährige und drückt ihr ein Wassereis in die Hand.

Dana, die in Wirklichkeit anders heißt, wohnt seit acht Jahren in St.Leonhard. Die Schweinauer Straße ist tagsüber laut, weil die Kinder spielen und rufen und vor allem gerne mit Bällen gegen Wände und Haustore dreschen. Nachts sitzen Erwachsene in der Fußgängerzone, trinken, rauchen, puhlen Pistazien auf, schreien herum. Tagsüber machen die Kinder Stress und werden oft von fremden Erwachsenen ausgeschimpft, nachts kennen Erwachsene keine Grenzen der Rücksichtnahme.

Seit zwei Jahren ist Dana, die eigentlich anders hieß, die eigentlich anders etwas wie die Big Mama der Straße. Viele kennen sie, viele respektieren sie. Ihre Währung sind Stangen bunt gefärbtes Wassereis. 500 Stück aus dem Discounter hat sie in diesem Sommer an die Kinder in der Straße verteilt. Fürs Bravsein. Weil sie nicht ballern, weil sie Respekt haben vor älteren Leuten und verstehen, dass die auch mal Ruhe brauchen.

Dana ist eine Respektsperson in der Straße, begonnen hat das vor zwei Jahren. „Damals gab es einen Jungen hier, der war immer so brav. Ich wollte ihm zeigen, dass er dafür etwas verdient.“ Sie kaufte ihm ein Eis. Dann kam der nächste Junge und wollte auch eins, Dana sagte zu ihm: „Wenn du mir zeigst, dass du eine Woche lang brav bist, kriegst du auch ein Eis.“ Der Tauschhandel Bravsein gegen Eis funktioniert seitdem ziemlich gut.

Dana mag „ihre“ Kinder im Viertel, sie würden viel angemotzt von Erwachsenen, es sei nicht schön, wenn Leute mit dem Rad vorbeifahren und die Kinder anschreien. Wenn Dana die Rolläden hochzieht, stehen unten manchmal Kinder und rufen zu ihr hoch: „Ich hab’ nichts gemacht, gibt es Eis?“

Dana ist Kroatin und lebt seit 1989 in Deutschland. Viele Jahre wohnte sie in Lichtenhof, in der Gartenstadt und in Glockenhof. St. Leonhard war für sie und ihren Mann nicht die erste Wahl, „aber es ist schwer mit Hund eine neue Wohnung zu finden.“ Als ihre Hündin zum ersten Mal in die Dreizimmerwohnung kam, legte sie sich sofort entspannt in die Mitte des großen Wohnzimmers. **„Also sind wir eingezogen.“**

Dana aus Zagreb, die selber sagt, dass in ihrem Leben die wichtigen Dinge viel zu schnell gegangen sind, war gerade mal 19, als sie nach Deutschland kam. Ihr Mann hatte deutsche Verwandte, ihr einziger Bezug hierher war eine Freundin, die sie 1988 besucht hatte.

Dana kam mit einer abgeschlossenen Ausbildung. Wie ihre Mutter hatte sie in Zagreb bei der Bahn gelernt, sie wusste genau, wie man per Bahn in Kroatien lebende Tiere, Gefahrgut oder Lebensmittel über die Schiene transportiert. In Deutschland war das Wissen nichts wert und sie hatte auch gar keine Lust, für die Bahn zu arbeiten. Noch in Zagreb hatte sie sich für Forstwirtschaft eingeschrieben, aber auch das gefiel ihr nicht. **„Lass den Menschen machen was er will, irgendwann findet er schon das Richtige“**, meint sie. Sie fand ihren Mann und bekam mit 20 ihren Sohn.

»Verlieben ist wunderschön, aber danach kommt die Liebe und für die musst du Kompromisse machen.«

Liebe bedeute für sie, die andere Seite an ihrem Mann gefunden zu haben, sein weiches, gutes Herz, das er nur ihr und ihrem Sohn zeigt. Der hat jetzt selber schon drei Kinder, die Teenager-Enkel besuchen die Oma nicht mehr so oft wie früher. So sei das eben, ganz normal.

Aber Dana hat ja auch „ihre“ Kinder in der Fußgängerzone. Ist es acht Uhr abends und am nächsten Tag Schule, schickt sie die Jüngeren ins Bett. „Und dann sagen auch die Mamas, die draußen sitzen, zu ihren Kindern, dass sie schnell ins Haus gehen sollen.“ Dana ist auch für die Mütter eine Person mit Gewicht. Was auch daran liegt, dass sie alle freundlich grüßt. Sie meint es nicht böse, aber sie schimpft Jungs, wenn sie Mädchen schlagen, „wobei Mädchen manchmal sogar schlimmer sind, ist so.“ Immer wieder soll sie bei Streit zwischen Kindern schlichten. Die Kinder bieten ihr an, ihre Taschen zu tragen.

Da ist in den letzten Jahren etwas gewachsen zwischen Dana und den Kindern. **Eis ist die Währung, aber eigentlich geht es um Wertschätzung.** Dass sie den Kindern Grenzen aufzeigt, tut dem keinen Abbruch. Die Mütter sagten oft nichts, wenn die Kinder ältere Leute auf der Straße ärgern oder ballern. Warum eigentlich? Im Waschsalon habe ihr einmal eine Frau erzählt, dass für ihren Mann nur der Sohn sein ein und alles sei. „Vielleicht dürfen in zu vielen Familien die Jungs einfach alles“, sagt Dana.

Sie wuchs mit einer Mutter auf, die jeden zweiten Tag als Zugbegleiterin von Zagreb nach Belgrad fuhr und es oft mit Geschäftsleuten und ein Mal sogar mit dem autokratischen Staatsführer Tito zu tun hatte. Danas Vater arbeitete auf Baustellen und war manchmal wochenlang weg. Sie schloss sich nach der Schule schon als sie acht Jahre alt war die Wohnungstür selber auf, ihre neun Jahre ältere Schwester hatte ein Auge auf sie.

Sie mochte die Stadt, aber auch die Ausflüge zu Großeltern und Tanten aufs Land. Dort habe es genug Gelegenheiten gegeben,

»...mit dem Popo in Brennnesseln zu landen«, lacht sie.

Das Kraut wurde benutzt für Suppen, Saucen, Quark und im Blätterteig. Überhaupt hatten Pflanzen einen hohen Stellenwert. Danas Mutter, Oma und Opa heilten Menschen und Tiere mit pflanzlichen Mitteln. Sie hat eine besondere Beziehung zum lilafarbenen Flieder. Und Brennnesselsud verwendet sie bis heute im Schrebergarten zum Düngen.

Der Jugoslawienkrieg erschütterte sie. Sie sei zu Respekt für jede und jeden erzogen worden. **Der Krieg sei der der Politiker gewesen und nicht der „kleinen Leute“.** Als sie bei einem Besuch in Zagreb die Panzer sah, erschrak sie. Sie erkennt eher das Verbindende und nicht das Trennende zwischen den Menschen.

»Aber es gibt auch Sachen, die mich ärgern. Mein Mann ist der einzige im Haus, der das Treppenhaus putzt.« In der Fußgängerzone sei es morgens bevor die Stadtreinigung kommt so dreckig, das sie nicht hinschauen mag. Und eine Familie im Haus gegenüber macht ihr das Leben schwer. Die Männer rauchen unten, sitzen abends ewig lange unter ihrem Schlafzimmer, unterhalten sich laut. Zigmal hat sie sie gebeten nicht zu rauchen, damit sie im Sommer lüften kann.

»Sie machen es trotzdem.«

Die Männer seien frech zu ihr gewesen, sie holte die Polizei, nichts nutzte. Einmal goss sie ihre Orchideen auf dem Fensterbrett und machte die Männer nass. Neuer Streit, „ihre“ Kinder sagten ihr, dass die Männer die Polizei rufen wollen. Keiner kam, der Streit blieb.

»Man darf vor diesen Leuten keine Angst zeigen, ich habe aber auch keine. Angst habe ich mehr vor denen, die mit der U-Bahn nach St.Leonhard kommen oder aus den Seitenstraßen neben der Schweinauer Straße.«

Gegenüber von der Billigbäckerei an der Kreuzung mit der Grünstraße versammelten sich viele Männer, die Frauen blöd anquatschen. Das stinke ihr ziemlich. Sollte sie beobachten, das eines der Kinder mit Drogen in Kontakt kommt, dann würde sie etwas unternehmen.

Viele seien wirklich talentiert, ein Junge sei ein richtiger kleiner Ronaldo und übe ständig mit dem Ball. Ein anderer habe zu ihr gesagt: „Ey, kennst du mich, ich bin ein großer Youtuber.“

Dana bringt ein wenig Ruhe und Freundlichkeit ins Viertel. Brave Kinder bekommen Wassereis und ein Gefühl dafür, dass es Erwachsene gibt, die sie schätzen. Immer in St.Leonhard bleiben möchte Dana nicht unbedingt. Am liebsten würde sie am Meer leben.

»Ich liebe es, wenn es am Meer stürmt. Es beruhigt mich, wenn die großen Wellen kommen, stundenlang kann ich das anschauen.«

St. Leonhard hat kein Meer. Mal sehen, wie lange Dana und ihr Mann noch bleiben.

Wie stelle ich besten Pflanzendünger her? Brennnesseljauche eignet sich als natürlicher Dünger für Beet- Balkon- und Zimmerpflanzen. Dafür einfach etwa ein Kilo frisch zerschnittene Brennnesseln in einen Eimer geben und diesen mit zehn Litern Regenwasser auffüllen. Zwei Wochen stehen lassen, dann ist die Brennnesseljauche fertig. Vorsicht, es stinkt etwas.



»Auch Frauen haben harte Eier«

Die Frauen halten das Feuer am Brennen und das Haus warm. Oft sind sie stärker, als sie selber denken. Das sei in der Ukraine genauso wie in Nürnberg, sagen **Khristina Jalowa und ihre Frau Tanja**. Vor zehn Jahren flohen sie aus Odessa nach Deutschland, drei Jahre später kamen sie nach Nürnberg-Schweinau. Das mit dem Ankommen ist kompliziert. Sie denke weiterhin auf Ukrainisch, sagt Tanja. In Worten und Sätzen steckt Heimat und Vertrautheit. Als wir darüber sprechen, ob die beiden auch stolz darauf sind, dass sie die Flucht aus Odessa und das neue Leben in Deutschland so gut hingekriegt haben, sagt Tanja: „Dass ich stolz auf mich bin, kann ich nicht sagen. Es ist ein Zustand zwischen Stolz und Bravsein.“

Auf das Wort „brav“ wäre ich in diesem Zusammenhang nie gekommen. **Brav sein weckt bei mir Assoziationen an nicht gelebte Wünsche**, aber auch an den Film „Braveheart“. Tapferes Herz - das passt schon eher zu der Lebensgeschichte der beiden. Aber Tanja meint das ukrainische „кпымó“, das man in etwa „krotoi“ ausspricht. Im Ukrainischen heiÙe das so viel wie stark und selbstbewusst und zugleich brav zu sein. „Es heiÙt aber auch: Ich mag Eier“, sagt Tanja. Oder im männlichen Kontext: Der hat Eier. „In der Ukraine hat jemand, der stark ist, Eiseneier.“

Khristina und Tanja hatten unbestreitbar pralle Stahleier, als sie aus Odessa flohen. Als pervertierten „Liebesgruß“ hatten Unbekannte am Valentinstag 2015 nachts um drei Uhr ihr Auto in die Luft gejagt, direkt vor dem Kinderzimmer ihrer dreijährigen Tochter. Odessa sei immer weltoffen gewesen, 1991 seien mit der Unabhängigkeit der Ukraine zwar finanzielle Probleme in die Hafenstadt gekommen, aber auch viel neue Lebensfreude.

Das Paar lebt seit 2012 zusammen, einige Leute reagierten aggressiv auf ihr Outing. Russische Propaganda habe Hass auf Schwule und Lesben ins freiheitsliebende Odessa gespült, jemand kratzte ein „L“ in den Lack ihres Autos. Als das am Tag der Verliebten explodierte und ihnen anschließend eine Ermittlerin riet, die Stadt zu verlassen, flohen sie zu der Cousine von Tanjas Mutter nach Berlin. Es sei eine neue „Variable“ in ihrem Leben gewesen, als lesbisches Paar verfolgt zu werden. „Wir mussten zum falschesten Zeitpunkt fliehen“, sagt Tanja. Sie hatte in Odessa ein erfolgreiches Kaffeehaus eröffnet, ließ sich ihre eigene Kaffeemischung rösten, beriet andere, die ein Café aufmachen wollten. „Wir hatten alles erreicht, was man für ein glückliches Leben braucht.“ Doch das Leben halte eben immer Überraschungen bereit. Erfahrungen geben Kraft, fügt Khristina hinzu.

Während Tanja in Odessa als Profi-Handballerin, Lehrerin, Radio-Redakteurin und Masseurin gearbeitet hatte, um finanziell über die Runden zu kommen, hatte Khristina in Kiew Kunst und Fotografie studiert. In Odessa eröffnete sie ihre eigene Fotoschule. In Nürnberg fotografierte sie viele Jahre lang Mode für S.Oliver. „Als der Job weg war, brach für mich keine Welt zusammen, ich hatte schon so viel ScheiÙe erlebt, es war nur ein Job, es kommt ein neuer.“

In Nürnberg vermisse sie das Meer.

Das lässt sich schwer durch den Wöhrder See ersetzen. Aber ein neues starkes Netzwerk mit anderen Frauen hat sich Khristina schnell aufgebaut. „Mein eigenes Asylverfahren konnte ich nicht zum Thema meiner Fotografien machen, dafür steckte ich da selber zu sehr drin. Auch den Krieg in der Ukraine kann ich nicht für meine Kunst nutzen, weil er mir zu nahe geht. Aber ich wollte seit ich in Nürnberg bin die Fluchtgeschichten anderer Frauen kennenlernen und sie fotografieren.“

Im September 2018 wurde die Ausstellung „Kopfsache“ Auf AEG in Nürnberg eröffnet. Khristina hatte Frauen aus Afrika, Iran und Osteuropa mit prächtigem Kopfschmuck aus Blumen, Schleiern und opulenten Schmuckstücken fotografiert. Als Kriegerinnen, als starke Frauen in traditionellen Kleidern, die umgeben von Blumen voller Kraft in die Kamera schauen. Auch für die Villa Leo in St. Leonhard fotografierte sie Frauen. War es schwer, diesen kraftvollen Ausdruck auf den Bildern festzuhalten? „Nein, wir haben uns ja eine Zeitlang regelmäßig getroffen, da entstand eine enge Verbindung zwischen uns und der kraftvolle Ausdruck der Frauen war ganz schnell da. **Sie alle sind starke Frauen, auch ich bin es, zumindest manchmal.**“

Sie erinnere sich gut an eine Frau aus Eritrea, die dort als Lehrerin gearbeitet hatte und nicht mal einen Blumentopf allein einkaufen durfte, weil sie eine Frau war. Dass Mädchen ihren Vater fragen müssen, ob sie zur Schule gehen dürfen, habe sie einfach unerträglich gefunden und das Land verlassen.

Sie sind nicht gekommen, um brav und lieb und nett zu sein

– das gilt für Khristina ebenso wie für die Frauen auf ihren Fotos. Sie haben „Eiseneier“, ganz klar. Und sind gekommen, um möglichst ihr bestes Leben zu leben oder zumindest sehr nah dran zu kommen. Auch wenn's schwer ist. In Schweinau gehe das ganz gut, finden Khristina und Tanja.

Ganz kurz haben sie sich mal nach einer größeren Wohnung für sich und ihre Tochter Tina umgeschaut, „aber dann haben wir uns doch lieber eine neue Küche gekauft und sind geblieben.“ Ruhig finden sie es an der Schweinauer Hauptstraße. In die Nürnberger Innenstadt gehen sie oft zu Fuß und die Nachbarn gieÙen ihre Blumen, wenn sie im Urlaub sind. Das sei nicht selbstverständlich. Im nahegelegenen St.Leonhard gleich hinter den S-Bahngleisen wollten sie aber nicht wohnen. „In der Fußgängerzone in der Schweinauer Straße ist es zu laut, auch wenn die alten Häuser schön sind und es in den NebenstraÙen gleich ruhiger ist.“

Auch die vielen Brennnesseln im „Grünen Zimmer“, der Oase am Rande der Schweinauer Straße, reiÙen es nicht raus. Khristina hatte schon als Kind Angst vor den brennenden Blättern, „die sehen zwar schön aus, aber ich hatte oft Hände mit Feuer von Brennnesseln, weil ich viel drauÙen gespielt habe.“ Damals seien Tanja und sie ohne es zu wissen Nachbarinnen gewesen, die Wohngegend war ungepflegt und in der Wohngegend wucherte viel wildes Grün mit Brennnesseln wildes Grün mit Brennnesseln überwuchert.

Als Kind sah Khristina einen Film über Pioniere. In einer Szene heckten die aus, dass sie sich in Brennnesseln wälzen wollen, damit sie krank werden und für ein paar Tage dem militärischen Drill entkommen. **„Wie sich die Pioniere in die Brennnesseln schmissen, sehe ich heute noch vor mir.“** Männer und Frauen mit Eiseneiern gibt es eben viele, man muss sie nur kennenlernen, dann vergisst man sie nie wieder.

Im Mittelalter riet der Volksglaube: Wenn es donnert, legt man dem brütenden Federvieh Stahl und Brennnesseln unter, damit die Eier nicht taub werden.

(„Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ von Hanns Bächtold-Stäubli)

Rezept für Fränkischer Zieberlaskäs:
1 Handvoll Brennnessel-Spitzen
Verschiedene Kräuter wie z.B. Schnittlauch
2 hartgekochte Eier
250 g Quark (Fett:40%)
1 Teelöffel Senf
Salz, Pfeffer

„Zieberla“ auf fränkisch Junge Küken genannt. Wurden direkt nach dem Schlüpfen mit harten Eiern gefüttert. Nach ein paar Tagen erhielten Sie Zieberleskäse. So lange bis sie sich an anderes Futter gewöhnt hatten.



Khristina u. Tanja

«Braveheart» Tapferes Herz



Wolfgang Sponner *Bionentwürfen der Alltags* "Heißt" die Mutter und Ada Schwaner - 2022





»Ich will keine schwache Frau sein«

„Ich will keine schwache Frau sein“, sagt **Esra**. Sie sagt das, weil sie weiß, wie es ist, wenn andere über dein Leben entscheiden. Weil sie weiß, wie schwer es ist, die eigene Stärke in sich zu finden und so lange zu kämpfen, bis endlich Freude ins Leben kommt. **Und Liebe.**

Wir treffen uns beim türkischen Frauenfrühstück im Mehrgenerationenhaus in Nürnberg-Schweinau. Die 59-Jährige meldet sich als eine der ersten, die aus ihrem Leben erzählen will. Nach unserem Gespräch glaube ich verstanden zu haben warum: Esra ist völlig zu Recht stolz auf ihren Weg. An dessen Anfang war sie nichts als ein Mädchen, das tun musste, was ihre Familie wollte. Dann machte sie mutig „mit allen Krieg“, um sich ihre Freiräume zu erstreiten. Im Laufe ihres Lebens entdeckte sie schließlich ihre innere Kraft.

Esra erzählt sehr offen aus ihrem Leben, eigentlich heißt sie anders, ihren echten Namen möchte sie aber lieber nicht im „Brennblatt“ lesen. Sie war elf Jahre alt, als ihre Familie sie in der Türkei allein in ein Flugzeug setzte, um zu ihrer Schwester nach Hannover zu fliegen. **„Niemand hatte mich gefragt, ob ich nach Deutschland wollte.“** Ich sollte auf die zwei Kinder meiner Schwester aufpassen. Es war ein schreckliches Jahr, ich lebte wie eine kleine Mutter.“

Sie bettelte in einem Telegramm, zurückkommen zu dürfen. Ihr Vater gab nach und schickte sie in ihrem türkischen Dorf zu einer Schneiderin in die Lehre. „Mädchen wurden in der Türkei damals Schneiderin, Friseurin oder Krankenschwester.“ Esra hasste die Arbeit.

Als sie 19 Jahre alt war, stieg sie zum zweiten Mal in ein Flugzeug nach Deutschland, wieder hatte sie niemand nach ihren Wünschen gefragt. Sie sollte einen gleichaltrigen Türken in Nürnberg heiraten, die Familien waren befreundet, „auch das war damals eben so.“ Sie lebte mit ihrem Mann bei den Schwiegereltern in einem kleinen Zimmer. „Er hatte eine Geliebte. Anfangs war es fast Hass zwischen uns, vor allem von seiner Seite.“ **Die Liebe kam, aber erst viele Jahre später.**

Esras Schwiegermutter war selber noch jung mit ihren 32 Jahren, sie litt unter Depressionen und war gerade schwanger. „Ich sollte mich um die Familie kümmern und zu Hause bleiben, während die Geliebte meines Mannes arbeiten ging.“ **Esra platzte fast innerlich unter dem Druck.** Die ersten sechs Jahre in St. Leonhard waren hart, doch mit ihren beiden Kindern begann für sie ein neues, ein freieres Leben.

Sie besuchte die Mutter-Kind-Gruppe im Internationalen Frauen- und Mädchenzentrum in der Denisstraße in Nürnberg und konnte endlich Freundinnen treffen. Esra war inzwischen selber an einer Depression erkrankt und fand dort eine Psychologin, die ihr half.

Ihr gefiel das Leben außerhalb der Familie, und sie erkämpfte sich die ersten Jobs. Sie putzte, auch in der Schule in der Schweinauer Straße. Bei Quelle bewarb sie sich zwei Mal, bei Burger King auch. Nach den ersten Absagen gab sie nicht auf, sondern blieb dran. Mit Erfolg. „Du bist eine gute Arbeiterin“, das hörte sie im Laufe ihres Lebens nicht nur ein Mal.

Zu arbeiten habe sie stark gemacht. „Ich konnte mir meinen Führerschein selber bezahlen. Ich wollte im Urlaub meine Familie in der Türkei besuchen und setzte durch, dass mein Mann mitkam.“ Sie wollte nicht länger bei den Schwiegereltern wohnen. **„Ich habe vieles geschafft.“**

Jetzt sei sie oft müde. Esra wohnt bei ihrem Sohn und seiner Familie im Grünen außerhalb von Nürnberg. Dort geht es ihr gut. Zu kämpfen ist anstrengend, aber sie hatte keine Wahl. Denn sie wollte keine schwache Frau sein und freier leben, als es ihr am Anfang zugehört war.

»Die Brennnessel habe ich im Börekteig entdeckt«

Güler wollte - anders als Esra - unbedingt nach Deutschland kommen. Ihre große Familie in Pamukkale hatte nicht viel Geld, „wir waren zehn Geschwister und mein Vater war krank und verdiente fast nichts.“ Güler wollte als Gastarbeiterin in Deutschland Geld verdienen, um es in die Türkei zu schicken. „Ich landete freitags mit dem Flugzeug in Deutschland und begann am Montag in einer kleinen Bürstenfabrik bei Neustadt-Aisch zu arbeiten“, erzählt sie. Sie war gerade mal 18 Jahre alt und lebte in einer Wohnung mit drei fremden Familien zusammen.

„Ich war dann 40 Jahre vollbeschäftigt“, sagt sie stolz. **„Ich bin eine starke und gescheite Frau, ich kenne keine Angst.“** Jeden Tag lernte sie durch die Kolleginnen drei neue deutsche Wörter. Jeden Monat rechnete sie aus, wieviel Geld sie ihrer Familie in die Türkei schicken konnte.

1971 kam ihr erster Sohn auf die Welt. Als ihr Mann verunglückte, schickte sie den Kleinen zu den Großeltern in die Türkei. Und arbeitet weiter. 1974 sei sie die einzige türkische Frau in Neustadt-Aisch gewesen, die den Führerschein machte. „Wenn ich mit meinem Mercedes 100 durch den Ort gefahren bin, haben alle geguckt.“

1976 heiratete sie ein zweites Mal, in den nächsten Jahren brachte sie vier Töchter zur Welt. „Sie alle haben einen Beruf gelernt, das war mir wichtig.“ Güler ist keine, die lange fragt, ob sie etwas machen darf. **„Ich sage, ich frage nicht.“** Zu jammern nutze nichts, zu kämpfen und zu arbeiten aber sehr wohl. Bis 2012 arbeitete sie als Stationshelferin auf der Krebsstation der Cnopf'schen Kinderklinik in Nürnberg. Seit rund zehn Jahren lebt sie in Schweinau. In der Nachbarschaft gehe es zwischen den Familien aus vielen Kulturen oft laut zu. **„Sie sind eben sehr unterschiedlich, was will man da machen.“**

Die 74-Jährige ist mit ihrem Leben zufrieden. Die Brennnessel hat Güler in Deutschland entdeckt und zum Beispiel in Börekteig gegessen. Sie sammelte die Blätter als junge Frau auch selber mit einer Freundin, legte sie für zehn Minuten in Essigwasser, wusch und kochte sie. „Das schmeckt gut zu Eiern. Um die Kinder davon zu überzeugen, haben wir ihnen gesagt, dass Brennnesseln gesund sind.“ Wogegen ja tatsächlich nichts zu sagen ist.

Brennnessel-Börek selber machen!

Für das Sigara böregi (Zigarrenböreks, gesprochen Sigara börehi) braucht ihr:

- 400 g Brennnesseln
- 2 Zwiebeln
- 200 g Schafskäse
- 2 Eier
- Salz nach Bedarf
- Pfeffer, Muskatnuss
- 1 Pack. Yufka-Teigblätter (türkischer Laden)
- Olivener Öl zum Ausbacken

Die Zwiebeln hacken, in Olivenöl glasig dünsten. Dann die kleingeschnittenen Brennnessel zugeben und ca. 10 Minuten dünsten. Kurz vor Ende den in Würfel geschnittenen Schafskäse und zwei Eier zugeben und unter das Gemüse rühren. Alles drei Minuten garen lassen. Mit den Gewürzen abschmecken. Die Teigblätter auf einem Brett ausbreiten, befeuchten, dann 2-3 Esslöffel Brennnessel darauf geben und alles zusammenrollen. Die letzte Ecke zum besseren Zusammenhalt nochmals befeuchten. Dann in Olivenöl ausbacken. Schmecken kalt und warm; sehr gut auch mit einer Kräuter-Joghurt-Sauce (Petersilie, Dill und Pfefferminze). Guten Appetit!

« ... sich brennen, um sich zu stärken. »

Auch **Meliha** treffen wir beim türkischen Frauenfrühstück in Schweinau. Sie wartet ungeduldig, bis sie endlich ihre Geschichte erzählen kann. Ein „Gastarbeiterkind“ sei sie gewesen. 1968 zog Meliha als 13-Jährige zu ihrer Tante nach Deutschland - tieftraurig, weil ihre Mama nicht mitkommen durfte. „Sie war noch nicht vom deutschen Arbeitsamt angeworben worden und mein Vater wollte in der Türkei bleiben, er hatte dort einen gut laufenden Gemüseladen.“

Meliha konnte nicht lernen, weil sie ihre Mama vermisste. Und überhaupt – in der Schule lief es nicht gut. „Es gab wenig Ausländer und ich musste ein halbes Jahr lang nur malen und rechnen, weil ich kein Deutsch sprach. Ich konnte nicht mal der Lehrerin sagen, wenn ich aufs Klo musste, und in der Pause bin ich aus Versehen auf die Jungentoilette gegangen.“ Erst nach sechs Monaten stellte die Klassenlehrerin fest, dass noch eine andere Schülerin aus der Türkei stammte und die übersetzte von da an für Meliha. Das machte es leichter.

So richtig viel besser wurde es erst, als ihre Eltern, ihre Schwester und ihr Bruder nach Deutschland kamen. Sie zogen alle zusammen in eine große Wohnung nach Zirndorf, Meliha lernte Hauswirtschaft. „**Meine Mutter sagte: Mädchen müssen kochen und putzen können.**“ Ihr war es recht, „mir war nur wichtig, dass ich mein eigenes Geld verdienen konnte.“ Das tat sie dann nicht als Hauswirtschafterin, sondern am Fließband. Sie montierte Lautsprecher, Fernseher, Videorecorder.

Ihren Mann lernte sie bei einer Geburtstagsfeier kennen, er war Taxifahrer mit einer ordentlichen Portion Heimweh nach der Türkei. Sie zogen zu Melihas Schwiegereltern nach Schweinau und lagerten ihre eigenen Möbel ein, um sie mit in die Türkei zu nehmen.

Aber dann blieben sie doch.

Ihr Sohn wurde geboren und Meliha konnte nicht mehr Schichtarbeiten, „wer hätte sich um das Kind kümmern sollen, von meiner eigenen Familie lebte niemand mehr in Deutschland.“

Sie war 37, als ihr Mann an Leukämie starb, und sie lernte, alleine durchzukommen. „Ich habe zusätzlich zu den Schichtdiensten geputzt.“ Ihrem Mann habe sie geschworen, dass es für ihren Sohn keinen zweiten Papa geben wird. Also blieb sie allein.

Und entdeckte irgendwann, wie gut es tut, durch den Wald zu gehen.

„Ich mache gerne Tagesausflüge mit dem Krisendienst, der Arbeiter-Wohlfahrt oder mit dem Internationalen Frauen- und Mädchenzentrum in der Denisstraße. Ich mag es, ganz hinten in der Gruppe zu gehen, weil ich dann mit den Bäumen sprechen kann. Ihnen sage ich alles, was mich belastet.“

Die Brennnessel zupft sie vorsichtig von oben ab und nimmt die Blätter mit heim, um daraus eine Suppe zu kochen. „Ich weiß von meiner Mutter, dass man die essen kann. Sie hat einmal meinen Bruder mit Brennnesselblättern den ganzen Körper abgeschlagen, damit er keine Grippe bekommt. Es hat gewirkt, aber dafür hatte er drei Tage lang überall Pusteln.“ Anbrennen gegen Schmerz, sich brennen, um sich zu stärken gegen Schlimmeres. In etwa so könnte man auch Melihas Leben zusammenfassen und ihr Ankommen - **in der Stille, ganz bei sich, in der Natur.**





War da was? Ute Möller im Grünen Zimmer auf der Suche nach brennnesselfressenden Flamingos.



Anja Schoellers Brennnesselperücke aus dem Brennnessel-Salon.

LEONHARDER BRENNNESSEL-SALZ



Praxis Schoeller-Möller

Die Kreativeurinnen des „Brennblatts“

Frauenleben in Nürnberg – so hieß eine Serie, die **Ute Möller** als Redakteurin der Nürnberger Nachrichten ins Leben rief. Was macht es aus – das Frauenleben, zum Beispiel in St. Leonhard? Und für wen spielt diese Frage überhaupt eine Rolle?

Für Ute Möller, Herausgeberin des Empowerment-Magazins Flamingo und Dosenbier (www.flamingo-und-dosenbier.de), ist sie immer weniger theoretisch zu beantworten. Feministische Theorie, social media-Feminismus in kapitalistischem Kontext, die pausenlose öffentliche Inszenierung derselben Inhalte, erscheinen immer uninteressanter.

Was entsteht an Leerstellen? Fragen verändern sich, Motivationen auch. An die Stelle von Antworten treten Erfahrungen. Es geht nicht darum, Netze mit Fang zu füllen, um diesen feilzubieten. Eher geht es darum, die Energie der Leerstellen zwischen den Verbindungen zu spüren. Dort kann Veränderungen beginnen, weil vieles möglich ist.

Die Gesprächspartnerinnen des „Brennblatts“ sind Zufallsfunde. Ingrid meldete sich bei einem Besuch im Stadtteilhaus „Leo“ zu Wort. Den Kontakt zu der Fotografin Khristina stellte die Leiterin der Villa Leon, Andrea Machhörndl, her. Zu den türkischen Frauen im Mehrgenerationenhaus schlug Sabine Corriger eine Brücke. Friseurin Monika Schmidt fragten Ute Möller und Anja Schoeller an, weil sie einen Laden in der Schweinauer Straße hatte.

Die eigene Geschichte zu erzählen, setzt Energie frei. Das Zuhören ebenfalls. So ist der eigentliche „Fang“ des Brennblatts eher spür- als sichtbar. Er besteht aus dem Moment der Begegnung, dem gegenseitigen Verstehen, der Erkenntnis, dass wir Erfahrungen teilen. Dem neue gewonnen Wissen über die andere und uns selbst.

Wenn die Texte und Fotos des „Brennblatts“ den Lesenden eine ähnlich Erfahrung ermöglichen, ist viel geschafft. **Dann lassen sich die Netze, die Verbindungen zwischen den Frauen in St. Leonhard, vielleicht fortspinnen.** Lust auf Begegnung, Interesse an dem Leben der anderen, Solidarität trotz aller Unterschiede – wenn Erzählungen und Bilder aus dem Frauenleben in St. Leonhard dies stiften können, wäre wahrlich viel gewonnen.

Die Künstlerin **Anja Schoeller** beschäftigt sich seit 2015 intensiv mit der Brennnessel – als Symbol für Wehrhaftigkeit, Achtsamkeit und Heilung. Inspiriert durch persönliche Erfahrungen und botanisch-künstlerische Recherchen, entwickelte sie Projekte wie Urbane Akupunktur (2017 in Ingolstadt). Mit dem **forum 007 Zukunftsagentinnen**, Regina Pems, entdeckte und hob sie 2016 **„Das Grüne Zimmer“** in Nürnberg-St. Leonhard, Schweinauer Straße aus den Kinderschuhen. Bis heute eine begrünte und wildwachsende „Stille Oase“ auf ehemaliger Brachfläche. „Hier fehlt es nicht am Grün, hier fehlt es heute an sozialer Struktur.“

Schoeller verbindet Kunst, Natur und Gesellschaft. Ihre Aktionen – ob mit Brennnesselsamen, die sich über großformatige Stadtpläne ergießen und zu Expeditionen zu vertrauten Orte einladen, oder in Form von Kooperationen mit Institutionen, Gesprächsformaten und Installationen – fördern neue Perspektiven.

Auf Stadtraum ebenso wie auf Erinnerung und weibliche Geschichte. Besonders im Fokus stehen dabei für Anja Schoeller Frauen, die im Wiederaufbau Nürnbergs nach dem Zweiten Weltkrieg wirkten, aber historisch kaum gewürdigt wurden. Bis heute baut sie in dem Stadtteil St. Leonhard an Formen die sich mit der Erinnerungskultur beschäftigen. „Kompass Sebalder Steppe“ ein Format, wo sie die „Pionierinnen der Steppe“ thematisiert. (www.selbalder-steppe.de)

Immer wieder sucht sie den Wirkraum von Künstlerkollektiven. Wie z.B. „zwischenbericht“ mit Kerstin Polzin von 2006-2016. Eine Vielzahl von interdisziplinär, international und sozial engagiert und ausgezeichneten Projekten (Goethe-Institut/Böll-Stiftung/SoziK-Preise) – etwa zu Themen wie Wasser, Graswurzeldemokratie oder Ernährungstraditionen. Ihre künstlerische Praxis versteht sie als Werkzeug für Wandel und gesellschaftliche Reflexion.

Persönlich geht es der Künstlerin um Heilung ihrer eigenen Weiblichkeit. Auflösung von Traumata aus der Kindheit und Familiengeschichte. Das Projekt „Urtica Dioica – die große Brennnessel“ steht exemplarisch für Schoellers Zugang zur Kunst: **verwurzelt, politisch, transformativ – und offen für neue Begegnungen.**

Das Original ©
Brennnessel-SALZ aus Sankt Leonhard
an der Salzstraße nach Nürnberg, 2024/25
Heilen durch Teilen -
Aus der Praxis von Schoeller-Möller

Brennnessel-Salz aus St. Leonhard

Heilen dank uralter Rezeptur

Erwerben Sie Ihr Diplom, zahlen Sie mit Ihren Geschichten von Ute Möller

St. Leonhard in der Nornenstadt Nürnberg liegt gleich an zwei mittelalterlichen Salzstraßen. Drei Nornen, die laut uralter Mythologie an Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft weben. Zwei Handelswege, über die kostbares Salz in die Reichsstadt kam. **Heilende Frauen, heilendes Salz** – beides vermischt sich im St. Leonharder Brennnesselsalz zu einem potenten Mittel für Lebenskraft, Neugier und Zuversicht. Mischen Sie mit in der Praxis Schoeller-Möller.

Es lohnt sich!

Aber erwarten Sie keine einfachen Rezepte, denn wirre Fäden tragischer und widerständiger Frauengeschichten umspinnen das Nest St. Leonhard von Anfang an. Los ging es 1317 mit dem Konzept: ein Siechenkobel für Frauen. An der Fernhandelsstraße nach Augsburg und weiter bis Venedig (besuchen Sie die heutige Schwabacher Straße!) wohnten bis zu neun todkranke Frauen und litten an Pest und Cholera. Eine halbe Stunde vor der Reichsstadt, recht hübsch von Wald umgeben, wurden sie in Wohn- und Schlafräume direkt neben der kleinen St. Leonhard-Kapelle verräumt.

Diejenigen, die noch etwas Kraft hatten, kochten für die Schwächeren. Außerdem hatten sie für ihre Wohltäter zu beten. Damit taten die aussätzigen Frauen sogar noch etwas für das Seelenleben ihrer Mitmenschen. Als Dank war ihr Ansehen trotz Angst und Ausgrenzung groß. Die armen Frauen! Geholfen hat es ihnen freilich nichts.

Der Siechkobel, gut sichtbar an der Handelsstraße gelegen, über die das Salz aus den Alpen heranrollte, sollte Reisenden zeigen: **Schaut mal, wie gnädig Nürnberg, die Stadt der Nornen, mit den pestkranken Frauen umgeht.** Aus den Alpen rumpelte in den schwer beladenen Kutschen aber auch die Kraft der Mythen rund um die Frauenberge mit nach St. Leonhard. Uralte Göttinnen, die mit heilender Hand und Weisheit Gutes für die Menschen verrichten, die Mütter sind im umfassendsten Sinne - liebend, zur rechten Zeit streng oder mild.

Wie eine Energielinie zogen sich alte Geschichten über weise Frauen in das fränkische Pegnitz-Tal hinab. Zugleich sorgte das Salz für Würze, es konservierte Lebensmittel, desinfizierte Wunden. Salzströme umschwammen St. Leonhard, denn aus der Saline in Schwäbisch Hall kam es auch über Crailsheim und Ansbach und die heutige Rothenburger Straße in das überschaubare Dorf. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts standen hier keine zehn Häuser.

Doch als Ort des sündigen, aber lustvollen Treibens galt das kleine St. Leonhard, zusammen mit Schweinau, schon 1604. Pfarrer Wolfgang Siebmacher traute ohne groß nachzufragen auch Paare, die sich zu ihren unehelichen Kindern bekannten. Der Rat der Stadt strafte diese Unzucht, er nicht. Der geschäftstüchtige Geistliche betrieb auch das Wirtshaus im heutigen Leonhardspark, in dem es die Hochzeiter krachen ließen.

Laster, lose Sitten, so ging es weiter.

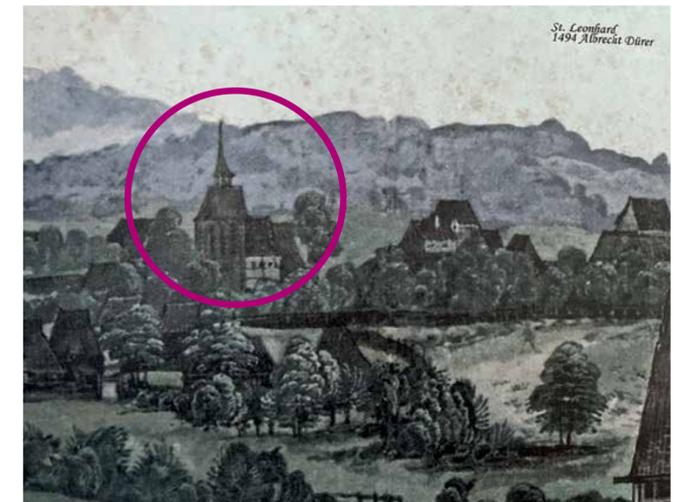
Als Folge des 30jährigen Krieges wurde St. Leonhard international. Ein Drittel der Väter kam aus dem Ausland. Das Dorf als Ort für Neuankömmlinge und Tabubrecherinnen – das klingt nach Spaß. 1780 wurde in St. Leonhard vom Pfarrer ein Verbot für zu kurze Röcke und zu üppiges Tanzen erlassen. 1810 klagte er darüber, dass bei einem Drittel der Taufen die Mutter unverheiratet sei. Und von den 16- bis 17-jährigen Mädchen und Jungen sei keiner mehr jungfräulich. Skandal! Zugleich stieg die Armut und mit ihr die Totgeburten.

Das klingt wild. Wild wie die Nessel, die ihre Brennhaare hochfährt, wenn ihr jemand an die Blätter will. Das Unbezähmbare, zusammen mit den Mythen rund um die Göttinnen der Berge, zusammen mit dem uralten Wissen der Frauen um die Kraft der Natur, lebt in der Praxis Schoeller-Möller auf. **Hier mörsern wir die widerständige Brennnessel und das Salz der Alpen zu einer Mischung von entzückend hellgrüner Farbe.** Diese füllen wir in kleine Tüten und bekleben sie mit dem rosafarbenen Praxis-Etikett. Das Versprechen: Das giftgrüne Elixier macht widerständig, mutig, lustvoll. **Es ätzt gegen das, was Frauen unfrei macht - St. Leonhard, Schutzheiliger aller in Fesseln Gelegten, hilf!**

Mitmischen kann jede, die Währung ist einfach: Erzählt eure Geschichten!

Denn nichts ist kraftvoller als geteilte Erfahrung. Als Lohn winkt das Brennnesselsalz-Diplom. Fein hinter Glas, aber etwas schief gedruckt auf welliges Papier, steht darauf: „Teilen, was heil macht. Die Teilnehmerin versteht es, mit Heilsalz dem Leben einen neuen Geschmack zu geben.“

Kraftvoll, lustvoll, wild. So soll es sein.“



Historische Blicke auf die Kirche in St. Leonhard, oben ein Detail aus einem Werk von Albrecht Dürer

Herstellung von Brennnessel-Salz

150 g frisch gepflückte Brennnessel-Blätter
450 g grobes Meersalz
Optional: Einzelne Blätter von Minze oder Melisse, alternativ auch getrocknete essbare Blüten

Zubereitung: Brennnessel-Blätter waschen und mit einem Geschirrtuch trocken tupfen. Brennnessel-Blätter in einen Mixer oder in einem Mörser geben und fein mixen oder mörsern. Es entsteht ein feiner Brei. Dann kommt das grobe Meersalz hinzu und es wird noch einmal gemixt. Die Masse wird dann auf ein mit Backpapier ausgelegtem Backblech gestrichen und darf dann etwa 1-2 Tage trocknen.

Das Original

Brennnessel-SALZ

aus Sankt Leonhard
an der Salzstraße von Berchtesgaden
nach Nürnberg, 2024/25

Heilen durch Teilen
Aus der Praxis von Schoeller-Möller

Das Original

Brennnessel-SALZ

aus Sankt Leonhard
an der Salzstraße von Berchtesgaden
nach Nürnberg, 2024/25

Heilen durch Teilen
Aus der Praxis von Schoeller-Möller

Das Original

Brennnessel-SALZ

aus Sankt Leonhard
an der Salzstraße von Berchtesgaden
nach Nürnberg, 2024/25

Heilen durch Teilen
Aus der Praxis von Schoeller-Möller

Das Original

Brennnessel-SALZ

aus Sankt Leonhard
an der Salzstraße von Berchtesgaden
nach Nürnberg, 2024/25

Heilen durch Teilen
Aus der Praxis von Schoeller-Möller

Das Original

Brennnessel-SALZ

aus Sankt Leonhard
an der Salzstraße von Berchtesgaden
nach Nürnberg, 2024/25

Heilen durch Teilen
Aus der Praxis von Schoeller-Möller

Das Original

Brennnessel-SALZ

aus Sankt Leonhard
an der Salzstraße von Berchtesgaden
nach Nürnberg, 2024/25

Heilen durch Teilen
Aus der Praxis von Schoeller-Möller

Das Original

Brennnessel-SALZ

aus Sankt Leonhard
an der Salzstraße von Berchtesgaden
nach Nürnberg, 2024/25

Heilen durch Teilen
Aus der Praxis von Schoeller-Möller

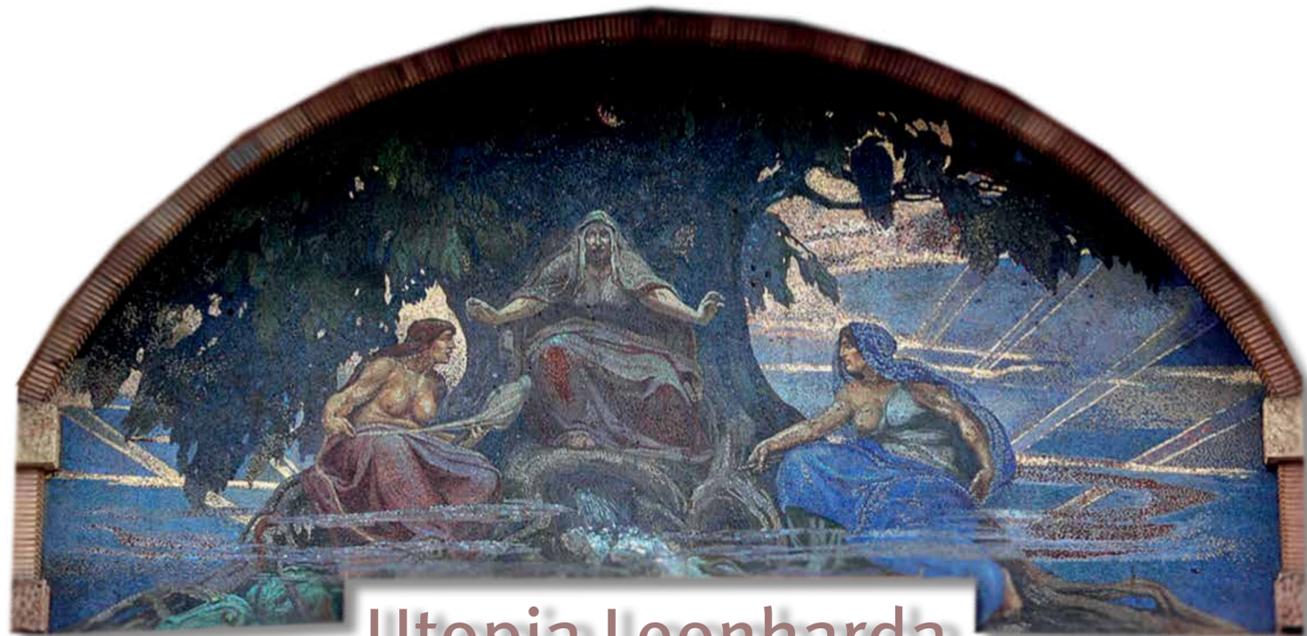
Das Original

Brennnessel-SALZ

aus Sankt Leonhard
an der Salzstraße von Berchtesgaden
nach Nürnberg, 2024/25

Heilen durch Teilen
Aus der Praxis von Schoeller-Möller





Utopia Leonharda

Fassade Oper in Nürnberg
Die drei Nornen unter der Weltensesche

„Wir brennen vor Kraft – nicht aus.“ Ein poetisches Manifest für St. Leonhard

Ein Resümee von Anja Schoeller

Wo Brennnesseln wachsen, ist die Erde bereit.

Wo Frauen sprechen, atmet Zukunft.

St. Leonhard, einst betitelt, beschämt, belächelt –
hat seine Häute abgestreift.

Jetzt leuchtet es von innen.

Nicht weil alles gut ist,
sondern weil Menschen es gut machen.

1. Die Kraft der Unsichtbaren

In Küchen, auf Spielplätzen, im Leo-Haus, an Haltestellen:
wird gekocht, getröstet, erzählt.

Was früher „Ehrenamt“ hieß, nennen wir heute:
Ehrenkraft. Sorgeskunst. Lebensarbeit.

Wer hält, wird gehalten. Wer gibt, empfängt.
Mit Wert. Mit Würde. Mit Wirkung.

2. Der Stadtteil atmet grün

Zwischen Beton und Billigbrot blüht es:
Brennesselgärten, Beerenhecken, ein Wurzelpark der Großmütter.
Dort wachsen Rezepte, Erinnerungen, Geschichten.
Was heilt, wuchert.

Was verkannt war, steht jetzt in voller Blüte.

3. Hinterhöfe werden Himmelsräume

Brache wird Bühne.
Dächer werden Gärten.
Frauen spinnen Fasern aus Brennnesseln,
weben Netze aus Wissen, Wärme und Widerstand.
Technologie trifft Tradition. 3D trifft DNA.

4. Viele Zungen, ein Klang

Hier spricht man Türkisch mit Herz, Rumänisch mit Witz,
Ukrainisch mit Erinnerung, Deutsch mit Zukunft.
Im „Salon der Stimmen“ flüstern QR-Codes an Straßenecken.
Wer zuhört, gehört dazu.
St. Leonhard spricht alle Sprachen der Welt –
und seine eigene.

5. Demokratie sitzt auf dem Pflaster

Einmal im Monat: Plenum auf dem Leonhardsplatz
(z.B. mit Dordn Hoggen)
Mit Hockern. Mit Musik. Mit Brennnessel-Limo.
Alle entscheiden mit: über Spielplätze, Apotheken, Straßenbäume.

6. Die Häuser erzählen

Fassaden zeigen die Gesichter derer, die nie gefragt wurden.
Die U-Bahn flackert in Lichtgeschichten.
An jedem Ort, wo jemand verschwand, wächst eine Pflanze.
Manche brennen. Alle blühen.
Kunst ist hier kein Event – sie ist Alltag. Und Antwort.

7. Das Brennnessel-Institut

Ein Ort mit Herz und Herd.
Für feministische Forschung mit Wurzelkontakt.
Für Textilexperimente, Empowerment-Salons, Heilrituale und
Geschichtenarchiv.
Wer hier herkommt, bleibt nicht dieselbe.
Und das ist gut so.

8. Wer da ist, zählt

Hier brauchst du keine Anträge auf Teilhabe.
Teil sein ist genug.
Ob du nähst, programmierst, kochst oder kämpfst –
deine Gabe ist dein Beitrag.
In der Zeitbank zählt jede Stunde.
Zuhören hat denselben Wert wie Zement.

9. Ein Ort, der schützt

Niemand muss sich verstecken.
Nicht in der U-Bahn. Nicht in der Sprache.
Nicht im eigenen Körper.
Sexismus, Rassismus, Ausgrenzung –
werden nicht geduldet,
sondern verwandelt in Haltung, Bildung, Kunst.

10. Und dann kommt der Mut

Mut macht Wurzeln.
Mut macht Kreise.
Mut macht Schule.
Mut ist ansteckend – wie Wärme. Wie Hoffnung.
Wie eine Frau, die sagt: „Ich fang an.“
„Wir alle brennen für ein besseres Leben.
Also lassen wir es wachsen.“

Impressum

Interviews/Magazin/Bilder

Text-Portraits: Ute Möller
Foto-Portraits: Anja Schoeller

Historisches Bildmaterial

Bilder aus dem evangelischen Gemeindesaal der Pfarrei St. Leonhard

Layout und Grafik

Anja Schoeller
Papier: 55 g/qm Zeitungsdruck Weiss ISO 80
Auflage: 1000
Zeitung im Berliner Format (315 x 470 mm)
Redaktion: Ute Möller und Anja Schoeller

Veröffentlichung: 16. Mai 2025

Im Rahmen einer Ausstellung mit 10 Portraits von den interviewten Frauen.
Temporärer Ausstellungsort: Marie-Juchacz-Park, St. Leonhard

Literaturnachweis:

St. Leonhard-Schweinau, Geschichte und Beschreibung der Kirchen
Nürnberg St. Leonhard und
Kreuzkirche Schweinau sowie der Stadtteile Nürnberg St. Leonhard
und Schweinau, Thomas Grieshammer

Inspiration fanden wir in den Büchern:

„Brennnesseln“ Ein Portrait von Ludwig Fischer
„Das große Brennnesselbuch“ von Mechtilde Frintrup

Dank an alle, die uns unterstützt haben:

Bürgerverein St. Leonhard e.V.
Dr. Silvia Mergenthal
Kinder und Jugendhaus Stapf
Andrea Machörndl, Villa Leon
Sabine Correger, Mehrgenerationenhaus Schweinau
Melanie Schmich, Stadtteilkoordination
Sofia Alexiu, Schloss Egg

Großer Dank an die Nornen!

Kontakt:

anjaschoeller@gmx.net
info@flamingo-und-dosenbier.de

Wir haben alles selber gemacht!!!

Weil wir das so gut können und gut sind und gut zu uns sind und uns gut sind!



Gefördert durch die Stadt Nürnberg, Planungs- und Baureferat
sowie durch die Bürgermeisterin, Geschäftsbereich Kultur

